

Ernst Deß

Erinnerungen aus meinem Leben

Kindheit in Rappersdorf

1926 - 1939

Haus und Hof.

Wir waren eine sehr arme Familie; trotzdem war ich ein munteres und aufgewecktes Kind. Diese Armut und Not, die ich bei meinen Großeltern mitgemacht habe, ist mir erst später so richtig zum Bewusstsein gekommen, vor allem, was wir an Verzicht leisten mussten. Wenn ich Hunger hatte, war ich auch mit einem Stück trockenem Brot zufrieden. Zum Frühstück und zum Abendessen gab es jeden Tag, außer Sonntag eine Wassersuppe (Brotsuppe). Das waren Brotschnitten mit heißem Wasser übergossen, gesalzen und manchmal auch mit im Fett angerösteten Zwiebeln aufgeschmolzen. Tante Anna versuchte immer wieder die lasche Brotsuppe mit Milch aufzubessern, aber wenn Großmutter es sah wurde sie geschimpft, und als verschwenderisch gescholten. Abends gab es dazu, besonders im Winter, wenn der Ofen geheizt wurde, noch ein paar Bratkartoffel aus der Röhre vom Kachelofen. Im Winter gab es mittags nur ein einfaches Mahl. Im Sommer war das Essen etwas abwechslungsreicher. Da gab es vom Garten Bohnen, Gurken, Kohlrabi und Salate zum Mittagstisch. Im Winter dagegen dreimal in der Woche Sauerkraut, und wenn geschlachtet wurde, etwas Fleisch und ein paar Würste in bescheidenen Portionen. Das meiste jedoch wurde geräuchert, damit man den ganzen Winter etwas davon hatte.

Dreimal in der Woche, Mittwoch, Freitag und am Samstag gab es eine Fasten Speise. An diesen Tagen gab es weder Fleisch noch Wurst, sondern nur Mehlspeisen, die aber auch nur mit sehr wenig Fett und Eier zubereitet waren. Weil wir wegen unserer kleinen Landwirtschaft keinen Weizen anbauten, hatte Großmutter auch kein Weizenmehl zur Verfügung und zum Kaufen war es ihr zu teuer. Sie half sich deshalb mit „Nachmehl“ aus, das ist ein minderwertiges Mehl, welches bei der Herstellung von Weizenmehl abfällt und normalerweise als Tierfutter verwendet wird. Es ist ein Produkt, das zwischen Weizenmehl und Kleie beim Mahlen anfällt. Es war halt das Mehl der armen Leute. Weil Großmutter auch mit Eiern, Fett und Milch sehr sparsam umging, und das Nachmehl manchmal noch mit Roggenmehl vermischte, wurden diese Mehlspeisen zum Teil so fest und hart, dass man sich die Zähne daran ausbeißen konnte. Besser waren da die Kartoffelnudel und Strudel, die im Sommer und im Herbst, wenn das Obst reif war mit Kirschen, Äpfel oder Zwetschgen gefüllt waren. Besonders gut schmeckten sie im Winter, wenn geschlachtet war und sie mit Grieben gefüllt wurden. Großmutter war beim Zubereiten der Speisen so sparsam, dass sogar Großvater, der nur selten beim Essen etwas aussetzen hatte, manchmal nicht ganz zufrieden war. Aber er wusste auch, dass Großmutter nicht anders konnte, wenn kein Haushaltsgeld da war.

War die Wassersuppe das tägliche Frühstück und Abendbrot, so gab es wenigstens am Sonntag einen Kaffee zum Frühstück und eine kleine Brotzeit zum Abendessen. Es war Kathreiner Malzkaffee, den richtigen Kaffee kannte ich eigentlich nur vom Hörensagen. Manchmal hat Großmutter Gerstenkörner in der Backröhre geröstet und beim Mahlen dem Kathreiner beigemischt, damit er besser ausgibt. Um den Geschmack zu heben und den Kaffee etwas stärker erscheinen zu lassen, wurde noch ein Stück Zichorie beigegeben. Nur Weihnachten, Ostern und zur Kirchweih, wurden ein Tütchen Kaffeebohnen gekauft und dem Malzkaffee beigemischt. Als Kaffeebrot gab es einen Hofamoh (Rohnudel) natürlich mit Nachmehl

gebacken den an großen Feiertagen mehr oder weniger Weizenmehl zugegeben wurde. Diese Nudel war natürlich nicht so locker und fein wie mit reinem Weizenmehl gebacken. Das störte uns aber nicht, sie wurde so wie so in die Kaffeeschüssel eingebröckelt. Wenn es keine Nudel gab, und das war meistens der Fall, tat es auch Schwarzbrot. Der Kaffee wurde bei uns nicht aus der Tasse getrunken, sondern in Schüsseln eingefüllt und mit Nudel oder Schwarzbrot eingebröckelt und ausgelöffelt.

Sonntags ging Großmutter in der Regel zur Frühmesse in die Klosterkirche nach Berching, die bereits um 06 Uhr und um 07 Uhr gehalten wurde. Wenn sie nach Hause kam, musste sie noch die Kühe melken und anschließend den Haushalt erledigen und das Mittagessen herrichten. Auf das Mittagessen am Sonntag freute ich mich schon die ganze Woche, da gab es meistens Schweinebraten und Bratkartoffel, die mit Kümmel bestreut, in der Bratpfanne mit dem Schweinebraten geschmort wurden und hervorragend geschmeckt haben. Manchmal gab es auch Sauerkraut oder Kartoffelklöße dazu. Weil die Fleischportionen immer recht klein ausfielen, war es wichtig, dass die Beilagen entsprechend mehr waren um satt zu werden. Manchmal gab es vorher auch eine Suppe und an Feiertagen, oder bei besonderen Anlässen auch mal eine Leberknödel Suppe als Vorspeise. Das war aber schon etwas ganz Besonderes. Im Winter hatte man zu Hause etwas mehr Zeit zum Beten als im Sommer. Die täglichen Gebete zum Frühstück, zum Mittagessen und zum Abendbrot waren so selbstverständlich wie das „Amen“ in der Kirche: Nur bei der Heu- oder Getreideernte, wenn es viel Arbeit gab wurde es verkürzt, oder man ließ es Mittag nach dem Essen ausfallen. Auch an die verstobenen Angehörigen wurde jeweils gedacht und ein „Vater unser“ und „Gegrüßet seist du Maria“ für die Armen Seelen angehängt. Beim Beten standen wir um den Tisch mit Blick zum Herrgottswinkel wo in der Ecke das Kreuz hing und links und rechts ein Bild vom Herzen Jesu und Herzen Maria. Nur Großvater machte eine Ausnahme. Er stützte sich mit beiden Ellbogen auf die Fensterbank und betete zum Fenster hinaus. Was dabei in seinem Kopf vorging, weiß ich nicht, wahrscheinlich dachte er schon wieder an die Arbeit die auf ihn wartete, Beten hat überhaupt einen breiten Raum eingenommen im Alltagsleben auf dem Dorf. Die Glocke auf dem Dach von Baumann läutete morgens, mittags und abends und rief zum „Engel des Herrn“. Wenn die Glocke unter tags geläutet hat, wusste man, dass jemand im Dorf gestorben ist. Selbst wenn man noch auf dem Feld war, und hörte die Glocken läuten hielt man mit der Arbeit inne, bekreuzigte sich und betete wenigstens ein Vater unser. In der Kapelle war vom Mai bis Oktober am Sonntagnachmittag um 14,00 Uhr. Rosenkranzandacht. Im Mai jeden Tag abends eine Maiandacht und im Oktober eine Rosenkranzandacht.

In Wallnsdorf, wo meine Großmutter geboren und aufgewachsen ist, hat ihre Stiefschwester „Walpa“ (Walburga) den Hof bewirtschaftet, Meine Großmutter war die älteste von den vier Schwestern und musste nach der Schulzeit als Bauernmagd fort zum Dienen. Der Hof war nach dem ersten Weltkrieg stark verschuldet, und als die „Walpa“ geheiratet hat kaum noch zu retten. Doch der „Huderer“ ihr Mann, der eingeeheiratet hat, hat schwer gearbeitet und den Hof wieder in die Höhe gebracht. Dazu beigetragen haben aber auch der Base ihre Schwestern „Resl“, Anna“ und „Maria“ die noch unverheiratet auf den Hof

mitgearbeitet haben. Meine Großmutter als Stiefschwester, haben sie dennoch nicht fallen lassen, und wenn wir auf Besuch gekommen sind waren wir immer willkommen. Zur Kirchweih und zu Weihnachten besuchten Großmutter und ich regelmäßig den Vetter und die Base. Wenn das Wetter es einigermaßen zuließ, gingen wir eine Abkürzung durch den Bergwald und über Felder nach Winterzhofen und dann weiter nach Wallnsdorf. Dieser Weg war etwas kürzer, als wenn wir die Straße über Berching gegangen wären. Nur zu Weihnachten, wenn das Wetter nicht mehr so gut war, oder wenn es abends spät wurde, gingen wir auf der sicheren Straße wieder nach Hause. Der Weg war immerhin ca. 8 Km. und wir mussten gut 1 1/2 Stunden laufen. Diesen Weg nahm ich aber gerne auf mich, weil es bei der Base immer etwas Gutes zu essen gab. Sie wusste um unsere Not und hat uns immer gut und reichlich bewirtet. Für mich war das Essen immer die Hauptsache. Die Base war eine sehr gute Köchin und ich durfte essen, soviel ich wollte. Zur Kirchweih gab es ein sogenanntes „Voessen“, das war eine Süßspeise aus Lunge, Herz und Leber und mit sehr vielen Weinbeeren gekocht. Zum Nachmittagskaffee gab es dann einen „Gugelhupf“, oder eine Rohrnudel mit richtigem Weizenmehl gebacken und dazu Honig aus der eigenen Imkerei. Der Vetter hatte einen Bienenstand mit ca. 25 Bienenvölkern, die er als sein Hobby hielt. Da war Honig reichlich vorhanden und ihm machte es offensichtlich Spaß, wenn es mir so gut schmeckte. Am Hof konnte man essen und trinken so viel man wollte, aber zum mitgeben war er nicht so großzügig wie die Base. Die war da schon ganz anders. Sie hat die Kreze (Kiepe) meiner Großmutter vollgepackt mit Fleisch, Wurst, Honig, Mehl Schmalz und vielen anderen Sachen. Besonders vor Weihnachten war die halbe Kreze voll mit allerlei süßen Plätzchen, so dass Großmutter keine mehr backen musste. Wenn wir dann abends müde nach Hause kamen, war Großvater schon mit der Stallarbeit fertig und Großmutter musste nur noch die Kühe melken und die übrige Hausarbeit verrichten. Ich aber legte mich auf die Ofenbank und träumte noch von diesem schönen Tag, wo ich mich mal wieder richtig mit guten Speisen satt essen konnte.

Im Haushalt meiner Großeltern lebte auch noch meine Urgroßmutter das „Oferla.“ Sie war die Mutter meines Großvaters und war altersmäßig stark sehbehindert. Die letzten Jahre verschlechterte sich dieser Zustand bis zur völligen Blindheit. Sie konnte sich nur noch mit einem Stock und durch Tasten im Haus bewegen. Im Sommer, wenn schönes Wetter war, saß sie die meiste Zeit auf der Hausbank, die im Hof neben der Haustür stand. Zu den Mahlzeiten, war sie eigentlich nie mit uns zusammen. Das Essen musste die Großmutter ihr auf das kleine Austragsstübchen bringen. Obwohl sie wusste, wie arm die Großeltern waren und wie nötig Großmutter auf Einnahmen vom Verkauf der Eier und Schmalz angewiesen war, bestand sie oft darauf die volle „Ausnahme“ zu bekommen, was ihr auch rechtmäßig zustand. Aber sie brachte sie Großmutter damit oft in Bedrängnis, wenn nicht genügend Eier, Butter, Fleisch, oder Milch für sie da war. Was Großmutter am meisten ärgerte war, dass sie manches hortete und ihrem Sohn Franz, Großvater seinem Bruder, heimlich zukommen ließ, wenn er manchmal sonntags nach der Kirche bei uns vorbeigekommen ist. Das war wahrscheinlich auch mit ein Grund, dass sich Großmutter mit ihrer Schwiegermutter nicht gut verstanden hat. Der Onkel Franz wohnte ebenfalls in ärmlichen Verhältnissen in Erasbach und war der Lieblingssohn

meiner Urgroßmutter. Am Pfingstsamstag 1931 ist sie im Alter von 79 Jahren ruhig in ihrem Bett entschlafen.

Der Wohnraum im Haus war sehr begrenzt. Das „Oferla“ (Urgroßmutter) hatte das Ausnahmestübchen neben der Küche. Die Großeltern und Tante Anna schliefen in einer kleinen Dachkammer, wo nur ein Bett und ein Schrank Platz hatten. Mein Kinderbettchen stand bis zu meinem vierten Lebensjahr in der Wohnstube neben dem Ofen. Erst als das Oferla gestorben war zogen meine Großeltern nach unten in das sogenannte Austragsstübchen, wo auch mein Kinderbett noch Platz hatte. Trotz der Not die damals herrschte, hat Großvater 1930 ein Giebelzimmer (Erker) ausgebaut um einen Schlafraum mehr zu bekommen, was dringend notwendig war. Nur Tante Anna schlief noch in einer Dachkammer. Sie hoffte nun ein schönes Schlafzimmer zu bekommen, aber daraus wurde nichts. In diesem Zimmer, es wurde die „die schöne Kammer“ genannt, durfte niemand schlafen, außer wenn Besuch gekommen ist. In einem Schrank hat Großmutter ihre Wäsche und sonstigen Habseligkeiten aufbewahrt. Es war aber auch wirklich ein schönes und geräumiges Zimmer mit drei Fenstern und einem schönen Ausblick auf den Hof, den Garten und die Nachbarschaft. Ich war damals vier Jahre alt, kann mich aber auch heute noch gut erinnern, wie Großvater und ich die Steine und die Dachziegel mit dem Wagen vom Bahnhof in Berching abgeholt haben, oder die Zimmerleute im Garten das Bauholz mit einem Beil zu Balken behauen haben Für den Ausbau musste Großvater einen Kredit aufnehmen, der jahrelang schwer auf ihn lastete. Es musste eisern gespart werden, denn die Einnahmen waren nur sehr dürftig. Zu verkaufen hatten wir nicht viel, nur ein paar Doppelzentner Braugerste und etwas Roggen das Großvater zum Reifeisen nach Berching gefahren hat. Mit dem Erlös hat er gleich wieder die Schulden, die im Jahr über beim Schmied und beim Wagner angefallen sind bezahlt. Ab und zu wurde ein Schwein, oder ein Kälbchen verkauft, damit mussten dann die größeren Ausgaben beglichen werden.

Die Metzger, oder die Juden, die das Vieh aufgekauft haben waren recht anspruchsvoll und haben nicht jedes Stück das im Stall zum Verkauf stand, auch genommen. Dann mussten wir das Schwein oder das Kalb nach Nürnberg zum Schlachthof schicken. Alle zwei Wochen, oder je nach Bedarf, ging ein Viehtransport nach Nürnberg. Das war ein Verlustgeschäft, denn die Tiere wurden erst am nächsten Tag in Nürnberg auf dem Schlachthof gewogen und verloren auf dem Transport an Gewicht. Außerdem war der Kilo Preis in Nürnberg nicht so hoch als ihn der Metzger vor Ort zahlte. Das Haushaltsgeld hat Großmutter mit dem Verkauf von Eiern, ein paar Pfund Butter, oder Schmalz bestreiten müssen und das war sehr wenig, was da hereingekommen ist. Um über die größte Not hinwegzukommen, musste Großvater noch etwas dazu verdienen. Er war in der ganzen Gemeinde sehr beliebt und auch im handwerklichen recht begabt. Deshalb hat man ihm auch die Dreschgarnitur, eine Dampfmaschine und eine große Dreschmaschine (Putzerei) anvertraut. Man hat ihm zum „Dampfführer“ bestellt, und war damit für den Einsatz und die Wartung dieser beiden Maschinen verantwortlich. Außer Arbeit und viel Zeitaufwendung hat ihm diese Aufgabe allerdings

auch nicht eingebracht. Während der Dreschzeit war er oft tagelang von früh bis spät in die Nacht unterwegs um ein paar Mark zu verdienen.



Das Haus war ein altes Bauernhaus, wie es für „Gütler“ (kleine Landwirte) angemessen war und stand fast am Ende der Dorfstraße. Es bestand aus dem Wohnbereich, der durch einen Gang vom Kuhstall und der angrenzenden Scheune getrennt war. Im Laufe der Zeit musste immer wieder umgebaut werden: 1930 wurde ein Erker über der Wohnstube angebaut. Der Schweinestall, der an der Straßenseite war, wurde hinter die Scheune verlegt, und an dieser Stelle ein Geräteschuppen zum Unterstellen der Ackergeräte, und zum Aufbewahren der Streu errichtet. Als 1936 Onkel Hans heimgekommen ist, war seine erste Arbeit für mich am Dachboden unter der Dachschräge ein provisorisches Kämmerlein zum Schlafen herzurichten und im Garten einen Keller für die Kartoffel und die Futterrüben zu machen. Vorher mussten sie in der Scheune wo sie mit Stroh gegen den Frost abgedeckt wurden, oder zum Teil auch im Haus in der Vorratskammer gelagert werden. Die Mistgrube, die vor dem Haus war, wurde auf die andere Hofseite verlegt und betoniert. An der vorhergehenden Stelle wurde neben der Stalltüre eine Jauchegrube ausgehoben und ebenfalls betoniert. Im Garten hinter dem Haus, wo der neue Schweinestall stand, war ein eingezäunter Auslauf für die Schweine, wenn sie zum Misten aus dem Stall mussten. Im hinteren Garten stand ein großer Pflaumenbaum (Reneklode) und ein paar kleine Zwetschgenbüsche. An der Grenze zum Nachbarn (Kellner) hat Großvater eine Kalkgrube angelegt, wo der Branntkalk gelöscht wurde. Den brauchte man nicht nur zum Mauern, sondern vielmehr zum Weißeln der Zimmer und dem Stall. Vor der Kalkgrube wurde eine Löschpfanne aufgestellt und die gebrannten Kalksteinbrocken hineingegeben. Dann wurde noch Wasser dazugegeben unter zischen und brodeln stieg ein weißer Rauch auf und langsam zerfielen die Steinbrocken. Großvater schob das Ganze mit einer Haue (Harke) langsam hin und her, bis eine gleichmäßige Kalkbrühe entstanden ist. Dann wurde der Schieber an der Wanne geöffnet und die Kalkbrühe floss in die Grube, wo sie langsam erkaltete. Nicht weit davon stand auch das Abort Häuschen mit der Fäkalien Grube, als Klopapier dienten

alte Zeitungen. Gegenüber dem Hof (Westseite) war der Obstgarten mit einem Birnbaum, ein paar Apfelbäumen und dem Kellergewölbe, welches Onkel Hans 1936 gebaut hat, An der Giebelseite (Südseite) war ein kleines Bienenhaus mit drei bis vier Bienenvölkern, die Großvater schon Anfang der 30er Jahre aufgegeben hat. Daneben war ein großer Gemüsegarten, in dem Großmutter das Gemüse für den ganzen Sommer und Herbst angebaut hat. Auch im Pflanzgarten, wo die Pflanzen für Kraut und Rüben gezogen wurden, war noch viel Platz für Frühkartoffel und Gemüse.

Wenn man von der Straße in den Hof kam, musste man über den Straßengraben der direkt am Grundstück vorbei floss und ständig Wasser führte. Daneben stand auch einer der drei Dorfbrunnen bei dem Tag und Nacht das Wasser plätscherte. Für uns war das besonders vorteilhaft, weil wir jederzeit die Kühe tränken konnten, bevor sie eingespannt wurden, oder wenn sie vom Feld oder von der Weide heimgekommen sind. Aber auch Großvater und ich benützten ihn gerne, wenn wir verschwitzt von der Arbeit nach Hause gekommen sind und eine kühle Abfrischung gebraucht haben, oder wenn ich abends vor dem Bettgehen, noch meine Füße waschen musste. Im Hof neben der Haustüre war eine Holzbank, wo sich die Urgroßmutter schon immer gesonnt hatte. Jetzt saß auch Großvater nach der Tagesarbeit, wenn er müde war und ein paar Minuten Zeit hatte, vor dem Haus und schaute nachdenklich in den Abendhimmel, wie wohl Morgen das Wetter werden würde.

Die Wohnstube war der größte Raum im Haus und war ca. 16 qm. groß. Er hatte zwei Fenster auf der Hofseite und ein Fenster auf der Südseite hin zum Gemüsegarten. An den zwei Fensterreihen waren Holzbänke an deren einem Ende die Zentrifuge zum Entrahmen der Milch fest gemacht war. Außerdem stand dort ein Wasserkrug der immer mit frischem Wasser gefüllt war. Der Esstisch mit der Schublade für das Essbesteck und einen Laib Brot stand unter dem Herrgottswinkel. Über dem Tisch hing eine Petroleumlampe, die aber nur ein schwaches Licht in den finsternen Wintermonaten abgegeben hat, so dass es kaum zum Lesen reichte. An der Wand gegenüber hing der Regulator (Wanduhr.) Der Fensterwand gegenüber stand der Kachelofen, der von der Küche aus geheizt wurde. Die obere Hälfte bestand aus grünen Kacheln in die, die Bratröhre eingebaut war. Die untere Hälfte, der Feuerraum war aus Gusseisenplatten mit einfachen Motiven. Das Ganze stand auf zwei Füßen, so dass darunter noch Platz für unsere Katze war, die sich offensichtlich dort recht wohl fühlte.

Im Frühjahr, wenn es kleine Küken gab, und draußen noch zu kalt war, war dieser Platz einige Wochen für die Glucke und ihrem Nachwuchs reserviert. Mit gekochtem und gehacktem Ei und etwas Hirse wurden sie hochgepäppelt und dann in den Kuhstall ausquartiert, bis sie für den Hühnerstall groß genug waren. Dort waren sie samt der Glucke unter der Hühnerbrücke, die mit einem Drahtgitter gesichert war untergebracht. Neben den Kachelofen stand eine Ofenbank, die nicht nur ein begehrter Sitzplatz, sondern auch zum Hinlegen und ausstrecken einlud, wenn man abends müde von der Arbeit in die Stube kam. Über der Bank hing ein Bild aus Großvaters Militärzeit, das ihn, in voller Uniform mit Helm, Tornister und Gewehr zeigte. Umrahmt war es mit Fahnen und Feldzeichen seiner Einheit. Er diente bei der 8./Bayerischen Reserve Infanterie/

Regiment 13. (8./Bay R. I.R. 13). Damals war man noch stolz auf seine Soldatenzeit und es war Ehrensache, bei den „Königlich Bayerischen“ gedient zu haben.

Über den Ofen waren ein paar Holzlatten von der Decke abgehängt, an denen im Winter die Wäsche getrocknet werden konnte. Zwischen dem Kachelofen und der Wand stand eine Anrichte zur Aufnahme von Schüsseln, Tassen und andere Gegenstände zum täglichen Gebrauch. Darüber war die Schüsselrahm in der die Teller aufgestellt /waren. An der Seite hing ein Lederriemen an dem Großvater sie Rasiermesser abgezogen hat. In der Schublade lag sein Rasierzeug und die Haarschneidemaschine mit der er sich selbst, aber auch meine Haare geschnitten hat. Der Fußboden in der Wohnstube war mit Holzdielen, so rau wie sie vom Sägewerk kommen gebrettert. Sie waren weder gehobelt, noch gestrichen, oder geölt. Jeden Samstag wurde der Boden mit Wasser geschruppt. Die Woche über wurde die Stube nur mit einem Reisigbesen wie sie Großvater gemacht hat ausgekehrt. Die Fenster und die Türen waren ebenfalls nur auf das Einfachste hergestellt. Es zog von den Fenstern und den Türen herein, was besonders unangenehm war, wenn es draußen stürmte und schneite. Im Winter wurden die Winterfenster eingehängt, damit es nicht gar so kalt von den Fenstern herein zog.

Neben dem Wohnzimmer befand sich die Küche mit dem Ofenloch und den offenen Russenkamin. Es war eine sogenannte schwarze Küche, die ihren Namen nicht zu Unrecht trug. Die Wände und die Decke waren rußgeschwärzt. Obwohl die Küche alle Jahre mit Kalkbrühe geweißelt wurde, zeigten sich bald wieder schmutzig braune Flecken, besonders um das Ofenloch herum und an der Decke. Die Feuerstelle war im Ofenloch, welches die Gusseisen Platten in der Wohnstube umgab. Die eisernen Henkeltöpfe, in denen das Wasser, die Kartoffel und das Schweine Fressen gekocht wurde, wurden links und rechts neben das Feuer geschoben. Die Henkel Töpfe wurden mittels eines Hakens hineingeschoben, oder herausgezogen. Der offene Kamin, auch „Russen Kamin“ genannt, diente zugleich als Räucherkamin. Wenn im Winter. geschlachtet wurde, hat man die frischen Würste und den Presssack an Holzstangen im Kamin zum Räuchern aufgehängt. Das Fleisch (Schlegel und Seitenstücke) wurde eingesalzen und lag vier Wochen in der Suhle (Salzlauge) danach wurde es, die Würste waren inzwischen längst abgehängt, ebenfalls im Kamin zum Räuchern aufgehängt. Das Fleisch brauchte wesentlich länger zum Räuchern und musste ein paar Mal umgehängt werden, damit der Rauch von allen Seiten gleichmäßig vorbeiziehen konnte. Diese Art der Konservierung war die einzige Möglichkeit Fleisch und Wurst haltbar zu machen. Kühl- oder Gefriertruhen gab es damals nicht.

Zwischen Ofenloch und Fenster stand noch ein gemauerter Herd. Er wurde während des Sommers, wenn der Ofen nicht mehr geheizt wurde, zum Kochen und Backen benützt. Die Herdplatte hatte Öffnungen, die mit Ringen abgedeckt waren. Beim Kochen wurden sie nach Bedarf entfernt und die Einhängetöpfe eingehängt, so dass der untere Teil des Topfes im Feuerraum war und schneller zum Kochen kam, als wenn er auf der Herdplatte stehen würde. Daneben war noch ein Wasserschiff eingebaut, damit auch immer warmes Wasser zur Verfügung stand. Daneben war noch der Kessel, ebenfalls eingemauert, aber mit einer eigenen Feuerung.

Er diente Großmutter in erster Linie zum Waschen, wenn sie große Wäsche hatte. Aber auch zum Kochen des Kesselfleisches und zum Brühen der Würste, wenn im Winter geschlachtet wurde. In einer Ecke stand noch ein alter, ausgedienter, eiserner Backofen, der früher einmal zum Brotbacken benützt wurde. Weil dieser aus Blech und gut verschleißbar war, eignete er sich besonders zur Aufbewahrung von Butter, Wurst und dergleichen. Er war vor allem Mäuse sicher und das ist immer gut auf dem Land. Unter der Wasserleitung befand sich ein Holztrog in dem das Schweinefutter gestampft und hergerichtet wurde. Zweimal im Jahr kam der Kaminkehrer, stellte die Leiter in den Kamin, kratzte die schwarze Kruste und den Ruß der sich im Laufe der Zeit angesetzt hat mit einem Schabeisen ab. Rußige Hände und ein Ruß verschmiertes Gesicht gehörte damals ganz natürlich zum Erscheinungsbild des Kaminkehrers, oder Schlotfeger wie er bei uns geheißen hat. Der Fußboden in der Küche und auch in der Tenne (Hausflur) war mit Kalkstein Platten vom Steinbruch ausgelegt, die auch im Sommer eine kühle Atmosphäre abgaben. An der Stirnseite der Küche war ein kleines Fenster und davor stand ein großer Apfelbaum, so dass nur wenig Licht in den Raum gelangen konnte. Im Sommer wie im Winter lag die rußgeschwärzte Küche im Halbdunkel.

Der Ausgang (die Tenne) trennte den Wohnbereich vom Wirtschaftsbereich. Gegenüber der Wohnungstür war die Tür zum Kuhstall, die Onkel Hans dann weiter nach hinten verlegte, damit der Stallgeruch nicht direkt in die Wohnstube gelangen konnte. Auf der gleichen Seite, anschließend vom Stall, war eine Vorratskammer in der bis 1936 die Kartoffel und Rüben für den Winter gelagert wurden. In diesem Raum wurde auch das Brot aufbewahrt, das Fass für das Sauerkraut stand darin, und im Winter, wenn geschlachtet war, das Fass mit dem Surefleisch. Gegenüber der Haustüre, am hinteren Ende des Ganges, befand sich noch eine provisorische Holztür die man nur mit einem Riegel versperren konnte. Die benützte hauptsächlich Großmutter, wenn sie zum Schweine füttern hinausmusste.

Neben der Stalltüre, unter der Bodentriege (Aufgang zum Dachboden), waren Kleiderhaken zum Aufhängen der Stallkleidung und der Abstellplatz für die schmutzigen Arbeitsschuhe, wenn man aus dem Stall, oder vom Feld heimgekommen ist. Wenn man die Bodentriege hinaufkam, waren links die Schlafkammern und rechts der Heuboden, der nur zum Teil durch einen Bretterverschlag getrennt war. Das Heu und zum Teil auch das Stroh, waren bis unter dem Dachfirst eingelegt. Davor über den Kuhstall stand die Futterschneidemaschine, damit wurde das Gras, das Heu und das Stroh, soweit es nicht lang verfüttert wurde geschnitten. Dazu brauchte man zwei Personen, eine zum Einlegen des Futters, die andere zum Drehen der Schneidemeser. Dass war eine schwere Arbeit, besonders, wenn das trockene Heu und das harte Stroh geschnitten werden musste. Zum Futterschneiden wurde hauptsächlich das Gerstenstroh und das Haferstroh verwendet, weil es weicher war wie das harte Roggenstroh. Dieses wiederum würde zum Einstreuen in den Kuhstall verwendet. Das geschnittene Futter konnte man durch einen Schacht, der sich direkt über der Futterkrippe im Stall befand hinunterlassen. Auf einer schmalen und steilen Stiege gelangte man vom Heuboden noch auf den Spitzboden, der über den Dachkammern war. Hier wurde das Getreide; das Korn, die.

Gerste und etwas Hafer gelagert: Beim Dreschen musste das Getreide über die zwei Bodestiegen in Säcken hinaufgetragen werden.

Neben den Kuhstall war die Scheune mit dem, Tennenboden und einem Viertel. Das Viertel war der Platz links und rechts von der Tenne in denen man vor dem Dreschen die Getreidegarben, und danach das Stroh untergebracht hat. In einer kleinen Scheune wie der unseren gab es nur ein Viertel. In der Mitte der Tenne war die „Goberert“ (Gabelloch), das war eine viereckige Öffnung zum Hinaufspießen von Heu und Stroh auf den Heuboden. Diese Arbeit wurde fast ausschließlich von Männern ausgeführt, weil es doch sehr anstrengend war eine Wagenladung kopfüber hinauf zu spießen: Oben war die Durchreiche mit einem Geländer versehen, damit man nicht unbeabsichtigt hinunterfallen konnte: Auch der Hühnerstall für 12 bis 15 Hühner war im Viertel untergebracht bis Onkel Hans 1938 eine Remise im Garten baute, in der neben den Hühnern auch das Feuerholz und die Ackergeräte untergebracht werden konnten.

Der Stall war nicht groß und hatte nur Platz für vier Stück Großvieh und ein Kälbchen, daneben war noch die Futterkrippe und der Wassertrog. Die Stallarbeit war hauptsächlich Früh und am Abend zu verrichten. Im Sommer waren die Kühe die meiste Zeit auf der Weide, nur wenn sie im Stall waren, wurden sie gefüttert. Das Melken früh und abends war in erster Linie Großmutter's Arbeit. Wenn sie krank, oder verhindert war, hat auch Tante Anne im Stall mitgeholfen und hat Großvater entlastet. Wir hatten ja nur zwei oder drei Kühe zum Melken, je nachdem, wie viel trächtig waren oder ein Kälblein zum Saugen hatten. Großvater machte sowieso die meiste Arbeit im Stall. Früh und am Abend musste ein paar Mal vorgegeben werden (der Barren oder Futtertrog aufgefüllt werden), es wurde ausgemistet, die Tiere getränkt und neue Streu eingestreut. Als Streu wurde hauptsächlich Waldstreu, welches vom Waldboden abgereicht wurde und Roggenstroh verwendet. Das Stroh musste vorher zerkleinert und auf Längen von 40 bis 50 Zentimeter geschnitten werden. Am Abend wurden die Kühe noch gestriegelt und gebürstet. Manchmal überraschte ich Großvater, wenn er allein im Stall und die meiste Arbeit getan war, wie er leise ein Lied vor sich hin summt. Ich habe selbstverständlich bei der Stallarbeit wie auch bei den anderen Arbeiten, immer fleißig mitgeholfen, wenn ich auch als kleiner Knirps oftmals mehr im Wege stand als dass ich hilfreich, gewesen wäre. Erst als ich größer war, konnte ich meine Großeltern bei der Arbeit wirklich etwas entlasten, was ich auch gerne getan habe.

Wenn die Kühe gemolken waren, brachte Großmutter die Milch in die Stube zum entrahmen. Die Zentrifuge musste gleichmäßig gedreht werden, nicht zu schnell und nicht zu langsam, damit die Trennung von Rahm und Magermilch optimal ausgenutzt wurde. Diese Arbeit machte Tante Anna, Großmutter und manchmal auch ich, je nach dem wer gerade Zeit hatte. Der Rahm wurde anschließend kühl gestellt, und wenn genug beisammen war, wurde gebuttert. Viel kam dabei nicht heraus, besonders im Sommer, wenn die Kühe den ganzen Tag eingespannt wurden und harte Arbeit leisten mussten, gaben sie nur sehr wenig Milch. Auch wenn eine Kuh ein Kälblein zum Saugen hatte ist sie als Milchlieferant ausgefallen. Das Buttern war Frauenarbeit, wo ich ebenfalls helfen durfte das Butterfass zu drehen. An solchen Tagen gab es manchmal

auch ein Butterbrot zur Brotzeit, auf jeden Fall aber Buttermilch und Brot zum Einbrocken. Eier und Butter hat Großmutter dem Käufel (Aufkäufer), der wöchentlich einmal gekommen ist verkauft. Nur ab und zu, wenn sie aus irgendeinem Grund Schmalz gebraucht hat, wurde die Butter ausgelassen und Butterschmalz gemacht. Damit ging sie aber recht sparsam um. Solange Schweinefett im Hause war, wurde nur damit gebacken und gekocht. Die entrahmte Milch hat Großmutter zum Teil zum Kochen verwendet und den Rest dem Schweinefutter beigemischt. Bis Mitte der dreißiger Jahre konnten wir keine Milch liefern, weil die Milchmenge im Dorf zu gering war, als dass sich eine Abholung rentiert hätte. Erst ab 1934 wurde die Milchlieferrung zur Pflicht. Einmal im Monat kam der Milchwieger, die Milch wurde gewogen und in ein Buch eingetragen. Für Rappersdorf und Sollngriesbach machte das der Grillenbeck Mathias aus unserem Dorf. Ähnlich streng ging es mit den Eiern zu. Jedes Ei welches verkauft wurde musste gereinigt und gestempelt werden. Jeder Bauer hatte eine eigene Nummer, damit konnte jederzeit nachgeprüft werden, von wem die Eier stammen.

Im Sommer, wenn man spät und müde vom Feld heimgekommen ist, musste noch die Stallarbeit verrichtet werden. Nach dem Abendessen, war man rechtschaffen müde und hatte nur noch das Bedürfnis in das Bett gehen zu können. Die Nächte waren kurz und am nächsten Tag musste man schon früh wieder aufstehen. Im Winter dagegen, war man früher mit der Stallarbeit fertig und hatte noch Zeit für andere Dinge. Großvater beschäftigte sich meist mit Zeitung lesen und Großmutter hatte immer etwas zu tun mit Flickern, Stricken, oder Wolle Spinnen. Ich lag derweil auf der Ofenbank, bis mir die Augen zufielen. Als Beleuchtung hatten wir Petroleum Lampen, die zwar sehr wenig Licht abgaben, dafür umso mehr Düfte. Besonders beim Auffüllen der Lampen mit Petroleum machte sich der üble Geruch bemerkbar. Die Helligkeit konnte man ein wenig regulieren indem man den Docht etwas hinein, oder herausdrehte. Großen Spielraum hatte man dabei nicht, weil sonst die Rußbildung stark zugenommen hat. Wenn man mit der Lampe im Haus umherging musste man aufpassen, dass die Lampe nicht durch einen Luftzug ausgelöscht wurde. Besondere Vorsicht mit dem Licht war im Stall und auf dem Dachboden geboten, weil hier überall Heu und Stroh herum lag. Bei der Stallarbeit wurde die Lampe auf ein Brett, welches über dem Wassertrog angebracht war gestellt und verbreitete so ihr schwaches Licht im ganzen Stall, der ja nicht groß war. Für die Stallarbeit genügte es aber, weil doch alles, Routinearbeit war. Kerzen und eine Laterne gab es zur Not auch, die wurden aber nur selten angezündet, weil sie zu teuer waren. Die meisten Gänge im Haus machte man so wie so im Finstern. Die Hindernisse im Hausgang, die Stufen in die Stube, oder in die Kammer kannte man auswendig und zur Not ließ man die Stubentüre einen Spalt offen, so dass ein kleiner Lichtschimmer auf den Gang fiel.

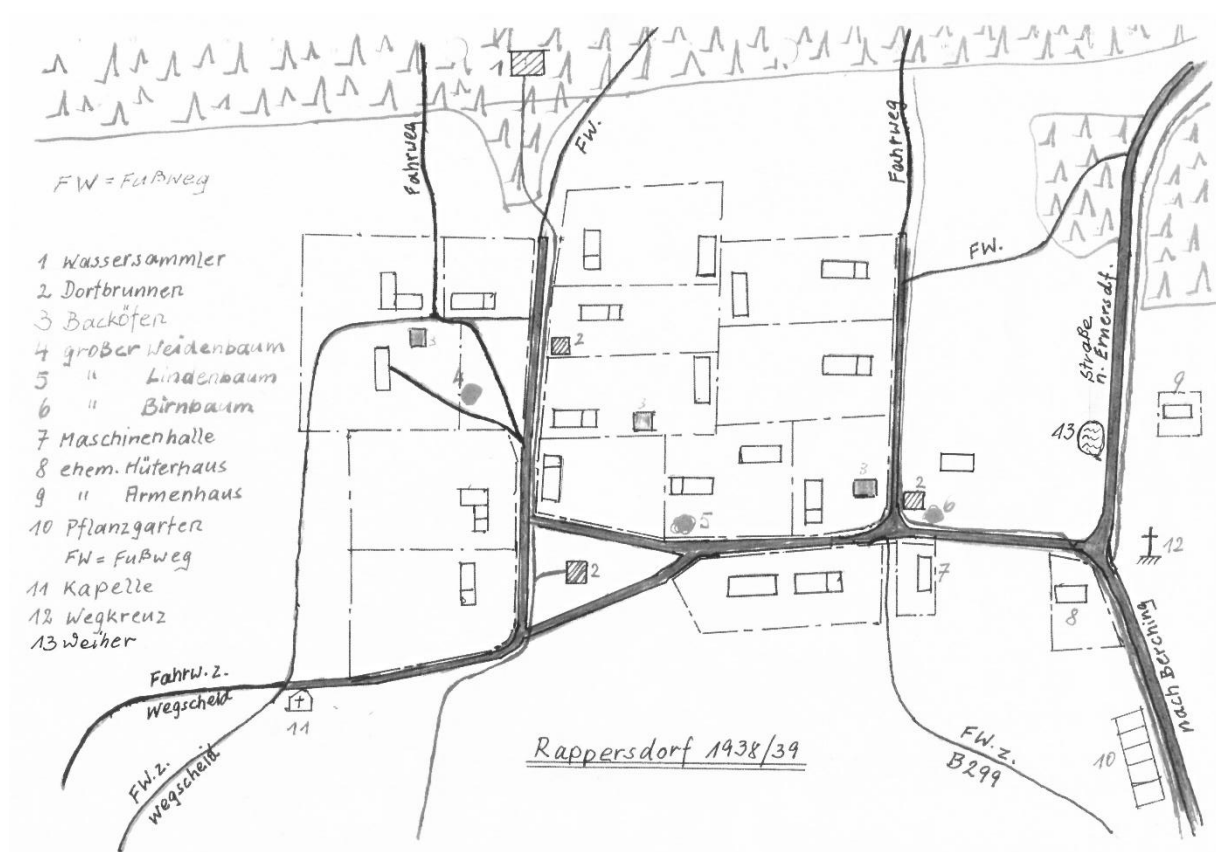
In der Wohnstube, hatten wir eine Petroleumlampe mit einem Glaszylinder, der jeden Tag gereinigt werden musste. Die wurde erst angezündet, wenn die Stallarbeit erledigt war und bevor das Abendessen auf den Tisch kam. Diese Lampe war wesentlich heller als die kleinen Öllämpchen und man konnte zur Not am Tisch auch lesen, schreiben, oder Handarbeiten verrichten. Als Onkel Hans 1936 nach Hause kam versuchte er es mit einer Karbidlampe, aber die brachte auch nicht viel mehr Helligkeit. Dann kaufte er einen Glühstrumpf

Lampe die über den Tisch aufgehängt wurde. Diese hatte eine wesentlich höhere Lichtausbeute, war aber auch etwas schwieriger zu handhaben. Die meisten Dörfer in unserer Umgebung hatten schon elektrischen Strom, nicht aber Rappersdorf. Wir hatten zwar eine eigene Wasserversorgung, was Andere zum Teil nicht hatten aber für den Stromanschluss hat das Geld nicht gereicht.

Die Starkstromleitung von Berching nach Ernersdorf ging unmittelbar am Dorf vorbei aber die Bauern, alles kleine Landwirte, brachten das Geld für ein Transformatoren Häuschen und die Hausinstallation nicht auf. Erst sehr viel später, nach dem zweiten Weltkrieg, wurde die Elektrifizierung in Angriff genommen. Damals, als die Not in Deutschland am größten und für Geld nichts zu bekommen war, nützte man den Schwarzmarkt und den Tauschhandel aus. Für Naturalien wie Butter, Eier, Fleisch und so weiter konnte man alles bekommen, sogar das elektrische Licht. Da mussten selbst die Behörden beide Augen zugedrückt haben um den Schwarzhandel zu übersehen. Zum Kirchweihfest 1947 feierten sie das „Lichtfest“ mit einem großen Essen beim Dorfwirt. Ich konnte damals nicht teilnehmen, war ja schon lange von Rappersdorf weg und zu dieser Zeit in englischer Kriegsgefangenschaft. Doch Großvater schrieb mir, wie schön und hell es jetzt am Abend ist.

Das Dorf.

Rappersdorf liegt umgeben von Wiesen, Feldern und Wäldern in einem herrlichen Tal der Sulz, die hier den fränkischen Jura durchschneidet. Ruhig und gemächlich fließt das kleine Flüsschen von Neumarkt kommend durch das Tal und mündet bei Beilngries in die Altmühl. Parallel dazu verläuft die Staatsstraße 299, der



Ludwigs - Donau - Main - Kanal und die Eisenbahnlinie von Neumarkt nach Beilngries, die aber nach dem

Krieg eingestellt wurde. Der Kanal wurde ebenfalls zum Teil eingefüllt und die Brücken abgebrochen. Ein kleiner Teil ist Gott sei Dank noch erhalten geblieben. Er steht heute unter Naturschutz und darf nicht weiter verstümmelt werden. Die Gleise der Bahn wurden ebenfalls entfernt, so dass der ehemalige Bahnkörper nicht mehr zu erkennen ist. Desgleichen wurde das kleine Bahnwärterhäuschen, ein Kleinod meiner Kindheit abgebrochen und der Flurbereinigung geopfert. Aus dem Espan wo einst im Sommer der Kuhhirte seine Herde weidete und ich viele schöne Stunden verbrachte, steht heute eine unansehnliche Lagerhalle und ein riesiger Schuttplatz. Daneben ist noch ein kleiner Flugplatz für Sport- und Segelflieger angelegt. Auf der „Hoanl Wiese“, neben dem Weg nach Erasbach wo wir einst unser Heu gemacht haben durchzieht heute die Großschifffahrtsstraße „Rhein - Main - Donau“ die Landschaft. Von dieser ländlichen Idylle wie ich sie in Erinnerung habe ist leider nicht mehr viel übriggeblieben.

Das kleine Dorf mit seinen 13 Haushalten ist meine Heimat, da bin ich geboren und in einer heilen Welt aufgewachsen. Hier gab es nur kleine Landwirte und ein Jeder war auf den Anderen angewiesen, was das Zusammengehörigkeitsgefühl wesentlich gestärkt hat. Die Menschen hier waren arm und hatten nur so viel, was sie zum Leben brauchten. Die Kinder mussten sich, wenn sie mit 13 Jahren aus der Schule kamen, auswärts bei größeren Bauern als Knechte und Mägde verdingen. Nur der Hoferbe konnte meistens zu Hause bleiben und mitarbeiten. Andere Arbeitsmöglichkeiten gab es weit und breit nicht, es sei denn, dass sich Mädchen als Haushaltshilfe in größere Städte wie Nürnberg oder München gewagt hatten. Trotz der Not, oder vielleicht auch deswegen, war das Verhältnis der Menschen im Dorf zueinander recht gut. Jeder half jeden, wenn er in Not war, oder der Hilfe bedurfte. Auch der sogenannte „Bauernstolz“, wie er oft bei größeren Bauern anzutreffen war, spielte bei uns keine Rolle. Der „Obere Boja“ (Schmidt Hans) war der größte Bauer im Dorf mit ca. 60 Tagewerken. Er hatte zwei Pferde und konnte sich auch Dienstboten leisten. Alle anderen hatten nur Kühe oder Ochsen zum Einspannen. Er hielt auch den Stier für die Nachzucht der Rinder im Stall. Der Sprungstand war direkt hinter dem Stall und war auf der einen Seite mit einer Bretterwand gegen neugierige Blicke abgeschirmt. Die Haltung des Bullen war durch die Bereitstellung eines Ackers und durch das Sprunggeld, das man bei jeder Besamung bezahlen musste abgedeckt.

Außer den 13 landwirtschaftlichen Anwesen gab es noch das Hüterhaus und das Armenhaus, die etwas außerhalb des Dorfes standen. Das Hüterhaus war für den Kuhhirten gedacht, der von Frühjahr bis zum Herbst die Kühe auf die Weide trieb. Die meiste Zeit aber stand es leer, weil die Hirten aus der Umgebung kamen und zu Hause wohnten. Im Armenhaus, das am weitesten vom Dorf entfernt auf einer kleinen Anhöhe stand, wohnte eine vierköpfige Familie (Keller), die über kein eigenes Einkommen verfügte und von der Gemeinde unterhalten werden musste. Weil auch ihr Verhalten in der Familie und den Dorfbewohnern gegenüber zu wünschen übrig ließ, waren sie von der Dorfgemeinschaft so gut wie ausgeschlossen. Eines

Tages 1934, wurde der Sohn und einige Wochen später die Tochter Fanni (Franziska), die mit mir zur Schule ging und der Rest der Familie von der Polizei abgeholt. Was eigentlich dahinter stand, wurde nie so recht bekannt. Ein Gerücht das im Dorf kursierte sagte, dass sie Inzest betrieben hätten. So ungewiss das Schicksal dieser Menschen war, für das Dorf und ihre Menschen, war es eine große Erleichterung. Für ein paar Jahre stand dieses Haus leer, bis die Familie Möges aus Ernersdorf, die dort im Hüterhaus gewohnt und viele Jahre als Hirte gearbeitet hatten eingezogen ist. Diese Leute haben aber nicht mehr auf Kosten der Allgemeinheit gelebt und haben sich der Dorfgemeinschaft eingefügt.

Das Hüterhaus in Rappersdorf stand seit Jahren leer, war stark heruntergekommen und dem Verfall preisgegeben. Als meine Tante Anna im Februar 1936 heiratete und ihr Mann, ein einfacher Arbeiter, mit nur einem geringen Einkommen eine Wohnung suchten, fragten sie bei der Gemeinde an, ob das alte Hüterhaus zu mieten wäre. Viele im Dorf war das nicht recht geheuer. Der Kellner Klaus, der Tante ihr Mann hatte nicht den besten Leumund im Dorf, weil er nach dem Krieg in der französischen Fremdenlegion diente. Doch weil beide aus dem Dorf stammten, und mein Großvater ein ehrenwerter und angesehener Mann war, hat man zugestimmt. Die Familien von Kellner Klaus und von Möges waren die ersten Arbeiterfamilien in der Gemeinde. Von verschiedenen Leuten wurden sie schief angeschaut und als Habenichtse erniedrigt. Sie standen wohl eine Stufe niedriger als die Landbevölkerung und man ließ sich das auch anmerken. Doch wie sich die Zeiten ändern, heute gibt es keinen einzigen Bauern mehr im Dorf, auch der Obere Boja, (Schmidt Bernhard) der größte Bauer geht zur Arbeit und betreibt die Landwirtschaft nur noch nebenbei. Alle, die früher die Nase über die Arbeiter gerümpft haben, stehen heute selbst als Arbeiter in den Fabriken oder auf dem Bau. Nach dem Krieg haben meine Tante und ihr Mann das Haus und das Grundstück käuflich erworben und sich 1974 ein kleines Häuschen gebaut. Auch das Armenhaus wurde verkauft, dass sowohl das Hirtenhaus, als auch das Armenhaus vom Ortsbild und im Sprachgebrauch verschwunden sind.

Wir hatten keinen Laden, keine Gastwirtschaft und keine Kirche im Dorf. Zum Einkaufen gingen wir nach Berching und wenn jemand ein Bedürfnis hatte in die Wirtschaft zu gehen ging man auf die „Wegscheid“, aber das war höchstens mal am Sonntag der Fall. In die Kirche ging man nach Berching entweder in die Klosterkirche zur Frühmesse, oder zum Amt in die Stadtpfarrkirche. In Rappersdorf gab es nur eine kleine Kapelle, die am Ortseingang auf dem Grundstück vom Oberen Boja stand. Hier wurden die Maiandachten und im Oktober die Oktober Rosenkränze abgehalten. Auch an den Sonntagen war Nachmittag um 2 Uhr eine kurze Andacht. Auf dem Dach vom Baumann war ein Türmchen mit einer kleinen Glocke, die einstmals beim Kanalbau (Ludwig-Donau-Main-Kanal) als Pausenglocke gedient hatte und täglich Früh und am Abend zum „Engel des Herrn“ geläutet wurde. Auch zu den Andachten und wenn jemand im Dorf gestorben ist wurde sie geläutet.

Im Dorf gab es nur vier Anwesen, die einen Hofhund hatten. Der Obere Boja, der Webersima, der Lenz und der Baumann. Die Hunde waren das ganze Jahr im Freien. Die Hundehütte stand in der Nähe des Hauseinganges, damit der Hund den Hauseingang bewachen konnte. Er war an einer Kette die mit einem

Ring in einer Holzstange lief befestigt, so dass er nur einen begrenzten Auslauf hatte. Zu spaßen war mit diesen Tieren allerdings nicht. Als ich einmal beim Baumann dem Hund zu nahekam, erwischte er mich und riss mir den Hosenboden auf. Auch „Taubengoggerer“ gab es ein paar bei uns. Der Obere Boja, der Untere Boja, der Baumann und der Webersima hatten Tauben. Der Taubenschlag war meistens im Stadel untergebracht. Nur der Untere Boja hatte ein Taubenhaus das im Hof auf einem hohen Holzpfeiler angebracht und bunt bemalt war.

Dieses einstmals so schöne Dorf ist heute eine echte Vorstadt - Siedlung von Berching geworden. Durch die Flurbereinigung und die Eingemeindung nach Berching sind im Süden und im Westen Neubaugebiete entstanden. Vor allem Bauernsöhne und Töchter von der näheren Umgebung, aber auch Leute aus Berching und Flüchtlingsfamilien haben sich hier niedergelassen, so dass sich die Bevölkerung vervielfacht hat. Auch das Dorf ist nicht wieder zu erkennen. Alte Bauernhäuser wurden eingerissen und durch neue moderne Landhäuser ersetzt. Mein Geburtshaus, wo ich am 11. Januar 1926 geboren wurde steht ebenfalls nicht mehr. Durch die Flurbereinigung hat mein Neffe ein größeres Grundstück zugewiesen bekommen welches zu Bauland ausgewiesen wurde. Durch den Verkauf von Bauland war er in der Lage das alte Haus einzureißen und an dessen Stelle ein komfortables Zweifamilienhaus zu errichten Auf dem Hof vom Oberen Boja, vom Webersima (Wolfrum unser Nachbar) und vom Baumann (Harrer) stand einst ein gemauerter Backofen, die bis zur Mitte der 30er Jahre noch zum Brotbacken benützt wurden. Doch dann ließ die eigene Brotbackerei nach und wir lieferten das Roggenmehl in eine Bäckerei nach Berching und bekamen das Brot fertig gebacken zurück. Auch wir hatten bis zu diesem Zeitpunkt unser Brot selber gebacken.

Der Dorfstraße entlang floss ein kleines Bächlein, welches vom Brunnenhölzel herabgekommen ist. Dort befand sich auch die Quellfassung und ein kleines Wasserreservoir, welches das Dorf mit Wasser versorgte. Wir hatten zwar kein elektrisches Licht, aber jeder Haushalt, außer dem Hüterhaus und dem Armenhaus, war an der Wasserversorgung angeschlossen. Das Bächlein entsprang ebenfalls dort und floss der Dorfstraße entlang beim Steppa (Bogner), beim Kapperer (Deß), beim Lang (Bauer) Unteren Boja (Schmidt Franz) und Weber (Köstler) vorbei in die Irrlagass bis hin zum Kanal, wo es unter einem Durchlass geleitet in die Sulz geflossen ist. Nach dem Krieg wurde es bei der Dorferneuerung verrohrt, so dass es vollkommen aus dem Dorfbild verschwunden ist als die Straßen geteert wurden. Ein zweites kleines Rinnsal führte vom Kessel kommend beim Kellner (Brainl), Gallee (Bösl) und beim Baumann (Harrer) vorbei die Dorfstraße entlang bis zum Hüterhaus, wo es die Straße überquerte und in den Bach der von Ernersdorf herab kommt einmündet. Gemeinsam fließen sie weiter am Pflanzbeet vorbei bis hinunter zum Kanal.

Gespeist wurden die beiden Wasserläufe noch durch den Überlauf der drei Dorfbrunnen. Die Brunnen mit ihren Wassertrögen dienten vor allem für die Tränke der Kühe, bevor sie auf die Weide getrieben, oder bevor sie eingespannt wurden. Das kühle Nass floss Tag und Nacht und im Sommer wie im Winter, einen Wassermangel gab es bei uns nicht, auch nicht, wenn es ein recht trockener Sommer war. Ein Brunnen stand direkt neben unserer Hofeinfahrt, der Zweite auf dem Dorfanger gegenüber vom Lang und der Dritte. stand

neben der Straße beim Baumann. Während die Wasserläufe, im Dorf zugleich Straßengraben waren, und zeitweise nur wenig Wasser hatten, führte der Bach von Ernersdorf kommend wesentlich mehr Wasser. Im Frühjahr bei der Schneeschmelze, schwoll er so stark an, dass die Straße nach Ernersdorf beim Hüterhaus oft tagelang überflutet war. Abhilfe wurde erst geschaffen, als man große Betonrohre unter die Straße verlegte und den Bach darin hindurchführte. Dazu kamen noch drei große Bäume die im Dorfbild aufgefallen sind. Allen voran der große Lindenbaum an der Hofeinfahrt vom Lenz. Neben dem Brunnen vom Bauman am Anfang des Dorfes stand ein großer Birnenbaum und an der Auffahrt zum Oberen Boja ein riesiger Weidenbaum mit Palmkätzchen im Frühjahr.

Die Straßen waren Schotter Straßen mit vielen Löchern und Unebenheiten, die immer wieder in Gemeinschaftsarbeit ausgebessert werden mussten. Zum Teil floss auch die Jauche über die Straße, wenn sie die Mistgrube nicht mehr aufnehmen konnte. Jauchegruben wurden erst Mitte der 30er Jahre populär. Der Obere Boja als größter Bauer im Dorf, hatte ein Motorhäuschen mit einem stationären Schweröl Motor. Über eine Transmission wurden die Futterschneidemaschine, Schrotmaschine und andere Geräte angetrieben. Der Gallee dagegen hatte einen Göppel der ebenfalls über eine Transmission die Geräte in der Scheune antreiben konnte. Im Gegensatz zum Motor wurde der Göppel mit Ochsen oder Kühen angetrieben, die an einem Ausleger vorgespannt, ständig im Kreis um den aufrechtstehenden Ständer getrieben wurden. Die alte Kapelle, die etwas außerhalb des Dorfes auf dem Grundstück vom Oberen Boja steht, ist heute eingepfercht zwischen den neuen Häusern und fällt kaum noch auf. Oft, wenn ich vorbei komme denke ich daran, wie ich als Kind in den Maiandachten und den Oktober Rosenkränzen, die jeden Tag gehalten wurden auf den harten Bänken gekniet bin. Heute wird die Kapelle nicht mehr genutzt, dafür steht ein richtiges kleines Kirchlein auf dem Grundstück unseres Nachbarn vom Kellner (Brainl.) Diese Familie hatte keine Kinder und hat ihr ganzes Vermögen der Kirchenstiftung Berching, mit der Auflage eine Kirche auf ihrem Grundstück in Rappersdorf, zu bauen vermacht. Als die Kirche am 26. Juni 1988 eingeweiht wurde hat mich Tante Beni zu diesem Fest eingeladen, was ich natürlich herzlich gerne angenommen habe.

Jedes Haus hatte, wie auf dem Dorf üblich einen Hausnamen, der von Generation zu Generation weiter geführt wurde und oft tief in der Vergangenheit verwurzelt war. Diese Namen waren mehr bekannt als die richtigen Schreibnamen und wurden von den Menschen auf dem Land fast ausschließlich verwendet.

In Rappersdorf waren dies, der

- „Obere Boja“ Schmidt Hans
- „Untere Boja“ Schmidt Franz
- „Weber“ Köstler Sebastian
- „Merl“Grillenbeck Mathias
- „Baumann“Harrer
- „Gallee“Bösl
- „Kellner“Brainl
- „Lenz“Waldmüller
- „Lang“Bauer
- „Webersima“ Wolfrum
- „Kapperer“ Deß

- „Stepper“ Bogner
- „Rehinerer“ Krauser

Dass auch der Spaß und der Witz bei den Menschen im Dorf lebendig war, zeigt die Dorflitanei wie sie die Alten noch im Gedächtnis hatten. Was mir dabei aufgefallen ist, der größte Bauer der „Obere Boja“, ist in diesem Gedicht nicht bedacht worden. Wann, oder wie sie entstanden ist, ist mir nicht bekannt

Die Dorflitanei von Rappersdorf anno dazumal:

Beim Hiata fangt ma o,
 Da Kapperer is a braver Mo,
 Da Merl hockt hinter der Heck und bleckt,
 Da Weber hat viel Stroh,
 Da Unter Boja hat viel Taubn,
 Da konn se da Rehinerer net gnu Dreckerla zamglaum,
 Da Stepper hat an goldan Ring,
 Da Webersimma hat an goldan Stodl,
 Da Lang hat an Schopf,
 Da Lenz hat a schians paar Augn,
 Des will an Baumann gor net taugn,
 Da Galee hat a schians paar Ochn,
 Da Kellner is a rechter Brocks!

Die Schulzeit.

Ostern 1932 wurde ich in Ernersdorf, wo die Gemeinde ein eigenes Schulhaus unterhielt eingeschult. Zum Schulsprengel gehörten die Dörfer Ernersdorf, Winterzhofen und Rappersdorf. In dem kleinen Schulhaus mit nur einem Schulzimmer, der Lehrerwohnung und einem großen Garten wurden die Kinder dieser drei Orte gleichzeitig von der ersten bis zur siebten Klasse unterrichtet (7klassige Volksschule mit durchschnittlich über 40 Kindern), ein Zustand, der heute unvorstellbar ist. An meinen ersten Schultag kann ich mich nicht mehr genau erinnern, wahrscheinlich war er auch gar nicht aufregend denn Schultüten oder andere Kleinigkeiten gab es nicht. Aber an meinen Schulranzen den ich sieben Jahre getragen habe, kann ich mich noch genau erinnern. Er war aus braunem Leder und am Deckel war ein Pferd eingepreßt, worauf ich sehr stolz war. Der Inhalt des Ranzens, war auch sehr dürftig. Das Wichtigste war die Schiefertafel mit Schwamm und Tafellappen die außen am Ranzen herabhingen, der Griffelkasten und die Fibel (Lesebuch.) Hefte oder Federhalter waren in den ersten Klassen nicht notwendig.

Wir brauchten ungefähr eine halbe Stunde um die 2 1/2 Kilometer den Berg hinauf zur Schule, denn eilig hatten wir es nie. Wir sammelten uns am Ortsrand und gingen dann Buben und Mädchen gemeinsam in

kleinen Gruppen den Berg hinauf zur Schule, die auf der anderen Seite etwas außerhalb des Dorfes, an der Straße nach Winterzhofen stand. Vom Frühjahr bis zum Herbst, solange es das Wetter einigermaßen zuließ, ging ich barfuß zur Schule, um Schuhwerk und Strümpfe zu sparen. An kalten Regentagen, oder wenn wir im Winter durchgefroren in die Schule kamen, durften sich die Auswärtigen erst einmal am Ofen, den der Lehrer schon vorgeheizt hat, trocknen und aufwärmen. Regenmäntel oder Schirme hatten wir nicht und so kam es öfter vor, dass wir völlig durchnässt zur Schule kamen. Im Sommer war das kein Problem, aber in der kalten Jahreszeit holte sich mancher dabei den Schnupfen, doch das war kein Grund von der Schule fern zu bleiben.



Im Winter, wenn die Landschaft und die Straßen zugeschneit waren und der Schnee oft knietief auf den Feldern lag, nahmen wir den Schlitten mit zur Schule und fuhren nach Schulschluss auf der Straße den Berg hinunter bis kurz vor unser Dorf. Auch während der Mittagspause, wir hatten ja den ganzen Tag Schule, war genügend Zeit für eine Schlittenfahrt. Die Schlittenfahrt auf der Straße war damals ungefährlich. Autos und Motorräder gab es nicht auf dem Land und Pferdefuhrwerke waren im Winter nur ganz selten unterwegs. Buben und Mädchen wetteiferten wer am schnellsten unten ankommt. Ich war nie einer von den Ersten, mein Schlitten war viel zu schwer. Es war ein Eigenbau von Großvater, nur mit Brettern zusammenge nagelt und die Kufen mit Eisen beschlagen. Er war zwar sehr stabil, konnte aber mit den gekauften Rodelschlitten den die meisten hatten nicht mithalten. Manchmal zogen wir den Schlitten wieder ein Stück den Berg hinauf, um noch mal herunter fahren zu können. Für die Kinder von Winterzhofen gab es diese Möglichkeit nicht, denn dieser Ort liegt etwa auf gleicher Höhe wie Ernersdorf. Sie wurden im Winter, wenn Schnee lag und Schnee

gab es früher ja wesentlich mehr als heute, mit dem Pferdeschlitten zur Schule gefahren und auch wieder abgeholt. Die Bauern waren froh, wenn sie ihre Pferde einspannen konnten, denn die sollen täglich, auch im Winter raus und in der frischen Luft bewegt werden.

Unser Lehrer war nicht zu beneiden. Es gab nur einen Schulraum für die sieben Klassen mit 40 bis 45 Schülern die er gleichzeitig unterrichten musste. Wenn er sich mit den unteren Klassen beschäftigte, mussten die oberen Klassen schriftliche Arbeiten verrichten, und umgekehrt genauso. Gemeinsam waren nur die Singstunde und der Sport. In der Singstunde wurden neben den alten deutschen Volksliedern auch die von den Nationalsozialisten vorgeschriebenen Lieder, vor allem das „Horst Wessel Lied“ und Marschlieder eingeübt und gesungen. Begleitet hat sie der Lehrer mit einer Geige, die er sehr gut spielen konnte. Während die Buben, soweit es das Wetter zuließ, im Garten Sport trieben hatten die Mädchen in der Schule Handarbeit, die von der Frau des Lehrers gehalten wurde. Der Sport bestand im Hochsprung, Weitsprung und Schlagball. Meistens wurden aber eine Gruppe der Älteren Schüler abgestellt für die Gartenarbeit, oder mussten Holz in die Remise tragen und aufschichten. Die Mädchen selbst waren vom Sport ausgeschlossen. Freitags kam der Kaplan nach Ernersdorf und hielt in der Kirche, die dem Hl. Ägidius geweiht ist, die Schulmesse. Der Lehrer spielte dabei die Orgel und hatte so die Übersicht, dass auch alle Schüler anwesend sind. Anschließend hielt der Kaplan den Religionsunterricht in der Schule. Die Fragen aus dem Katechismus mussten natürlich auswendig gelernt und aufgesagt werden. Wer besonders fleißig war bekam ein sogenanntes Hauchbildchen mit einem heiligen Motiv, das sich, wenn man es anhauchte verformte. Am Mittwoch war Bibel Unterricht, den der Lehrer gehalten hat. Hier war weniger das Auswendiglernen gefragt, sondern man musste nur die Geschichten nacherzählen. Der Pfarrer und der Kaplan waren Respektspersonen, denen man mit besonderer Hochachtung begegnet ist. Wenn wir ihnen auf der Straße oder sonst wo begegnet sind mussten wir ihnen die Hand reichen, dabei eine Kniebeuge (mit dem rechten Knie!) machen und mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christus“ grüßen. Er entgegnete: „in Ewigkeit Amen“, dann durften wir uns wieder erheben. Weil mir solche Begegnungen nicht gerade angenehm waren, machte ich, wenn es irgendwie möglich war einen weiten Bogen um die Geistlichkeit.

Wir hatten damals noch die Ganztageschule von 08 Uhr morgens bis Nachmittag 14 oder 15 Uhr mit einer Mittagspause von einer Stunde. Die Kinder von Ernersdorf konnten nach Hause gehen zum Essen, aber die Auswärtigen von Winterzofen, und Rappersdorf, hatten diese Möglichkeit nicht. Wir vertrieben uns diese Zeit mit herumbalgen und Fußballspielen auf der Straße vor dem Schulhaus. Als Pausenbrot bekam ich ein paar Scheiben trockenes Brot mit zur Schule und im Herbst, wenn das Obst reif war noch einen Apfel, oder eine Birne dazu. Zum satt werden, reichte das aber bei weitem nicht. Oft warf ich meinen Kameraden aus Winterzofen, die von größeren Bauern stammten einen sehnsuchtsvollen Blick zu, wenn sie ihr Butterbrot aßen. Manchmal bekam ich auch ein Butterbrot, oder Margarinebrot von ihnen geschenkt, was ich dankbar

angenommen habe. Hunger hatte ich eigentlich immer und so war es kein Wunder, wenn wir, der Franz und ich im Herbst auf dem Heimweg an Obstgärten vorbeigekommen sind, dass wir uns schon einmal bedient haben. Eine Stange, oder ein Holzknüppel fand sich immer in der Nähe um die Früchte vom Baum zu holen. Man musste nur aufpassen, dass niemand in der Nähe war der uns störte, aber diese Gefahr war eigentlich nicht allzu groß, weil diese Gärten am Ortsrand waren und zum Teil in die umliegenden Wiesen gereicht haben. Im Herbst, wenn die Walnüsse reif wurden und massenweise am Boden lagen störte uns niemand wenn wir sie einsammelten. Am besten ging es mir, wenn Großvater mit dem Dampf beim Dreschen in Ernersdorf war. Da konnte ich während der Mittagspause, oder auch nach Schulschluss zu ihm gehen und ihn besuchen. Er hatte immer etwas von seiner Brotzeit für mich aufgehoben. Brot, Käse, oder ein Stück Wurst und einen Schluck Bier hatte er immer für mich übrig. Anschließend durfte ich auch noch in den Gärten Äpfel und Nüsse die es in Ernersdorf reichlich gab aufsammeln.

Lernprobleme hatte ich in der Schule nicht, besonders die schriftlichen Arbeiten gingen mir leicht von der Hand. Meine Lieblingsfächer waren Heimatkunde, Erdkunde und Geschichte. Als einmal der Schulrat angemeldet war, hat mir der Lehrer extra aufgetragen diese Fächer gut zu lernen. Ich habe ihn in dieser Hinsicht auch nicht enttäuscht. Als einmal ein Vertreter die Schule besuchte und Fachbücher anbot, die auch der Lehrer für gut hielt, hatte ich nur wenig Aussicht eines zu erwerben, weil sie verhältnismäßig teuer waren. Ich war damals in der fünften Klasse, hatte aber kein eigenes Geld. Taschengeld gab es nicht, und die paar Pfennige in meiner Sparbüchse reichten bei weitem nicht so ein Buch zu kaufen. Trotzdem versuchte ich mein Glück beim Großvater und bettelte inständig, dass ich ein Buch, das mir besonders gefallen hat kaufen dürfte. Großmutter konnte es überhaupt nicht verstehen, dass man für ein Buch, soviel Geld ausgeben soll. Aber Großvater hat dann doch zugestimmt und ich war glücklich, dass ich dieses Buch bestellen durfte.

Bis 1936 hatten wir den Lehrer Herrn Peller aus Berching, der dem Nationalsozialismus nicht abgeneigt war und versuchte auch uns dafür zu begeistern. Freunde machte er sich dabei nicht auf dem Dorf, aber auch die Eltern konnten sich keine offene Feindschaft leisten. Während die Mädchen völlig unbehelligt blieben sollten sich die Buben der oberen Klassen Braunhemd, Koppel und Schulterriemen kaufen und an verschiedenen Veranstaltungen teilnehmen. Wir waren nur eine kleine Gruppe und weil sich bei uns keiner bereitfand die Gruppe zu führen, wurden wir einem „Fähnlein“ in Berching zugeteilt, die sich aber nicht im Geringsten um uns kümmerten. So blieb es dem Lehrer überlassen uns in das Kino zu schicken, wenn ein entsprechender Film gelaufen ist. Einmal schickte er uns mit einer Gruppe von Berching zu einem Geländespiel bis nach Burggriesbach. Für uns war das eine Mordsgaudi und ich fand auch Gefallen daran. Aber bei der Bevölkerung kam er immer mehr in Ungnade und man wartete nur auf eine Gelegenheit in loszuwerden. An einem Sonntag sollten wir wieder einen Propagandafilm der in Berching gelaufen ist besuchen, aber keiner von uns ging hin. Als er am Montag fragte, wer den Film gesehen hat, meldete sich keiner. Das hat ihm so in

Rage gebracht, dass er die ganzen oberen Klassen der Buben mit dem Rohrstock bestrafte. Das ging den Eltern nun doch zu weit und sie beschwerten sich beim Bürgermeister, der daraufhin seine Ablösung gefordert hat.

Im Herbst 1936 war es dann soweit, dass wir bis zum Schuljahr Ende einen Aushilfe Lehrer bekommen haben. Mit dem Beginn des neuen Schuljahres 1937 bekamen wir den Lehrer Schidlo aus der Freystädter Gegend der besser zu uns passte, und das Verhältnis zwischen Schule und den Eltern war wieder in Ordnung. Statt des „Horst Wessel Liedes“ wurden wieder Volkslieder eingeübt und gesungen, die er mit einer Gitarre begleitet hat. Mir gefielen diese Lieder auch besser als die Marschlieder der Nazis. Das erste Lied welches wir eingeübt haben, ich kann mich noch genau daran erinnern, war: „jetzt fahrn wir übern See übern See. Jetzt fahrn wir übern See“: Auch im Unterricht hat sich der Wechsel bemerkbar gemacht, und das „Jungvolk“ spielte überhaupt keine Rolle mehr. Dieser Lehrer hatte nicht das „Großdeutsche“ denken im Sinn, ihm lag vielmehr daran unsere Heimat besser kennen zu lernen. Im Rahmen der Heimatkunde machten wir 1938 einen Schulausflug, übrigens den einzigen in meiner Schulzeit, nach Sulzbürg. Man muss sich so einen Ausflug schon etwas anders vorstellen wie heutzutage wo man mit einem Omnibus, das Ziel schnell und bequem erreicht.

Unser Transportmittel war ein Leiterwagen mit dem normalerweise das Heu und das Getreide eingefahren wird. Auf dem Wagen der von zwei Pferden gezogen wurde, waren der Breite nach Bretter als Sitzgelegenheit befestigt. Vorne saßen der Kutscher und der Lehrer und hinten, der Reihe nach, die Schüler. Mitfahren durften nur die oberen Klassen, die unteren hatten schulfrei und durften daheimbleiben. Die Fahrt ging über Rappersdorf, und Erasbach nach Bachhausen am Fuße des Berges. Hier mussten wir absteigen und weiter ging es zu Fuß den Berg hinauf nach Sulzbürg. Der Kutscher mit seinem Fuhrwerk kehrte um und fuhr wieder nach Hause. Sulzbürg liegt am Hang eines Bergkegels in einer Höhe von etwa 573 Meter. Oben auf dem Berg stehen zwei Kirchen die mit ihren Türmen weit in das Land hineinschauen. Sie stehen so nahe beieinander, dass man meinen könnte es seien Zwillingsbrüder oder Schwestern. Schaut man aber in die Kirche hinein, merkt man sofort den Unterschied. Die kleinere mit reicher Barockausstattung von ihnen ist die katholische, die andere wesentlich größere eine evangelische Kirche, sie steht aber auf dem Gelände des katholischen Friedhofes. Sulzbürg und die Dörfer am Fuße des Berges war ein fast rein evangelisches Gebiet. Im Sprachgebrauch nannte man diese Evangelische Insel mitten im erkatholischen Gebiet „das Ländle“. Bei schönem Wetter hat man von hier oben einen herrlichen Rundblick in unsere schöne Heimat. Im Ort selbst besichtigten wir eine Felsenwohnung, die bis in die Neuzeit noch bewohnt war. Auf den Bänken vor einer Wirtschafft machten wir Mittag, kauften uns eine Limonade und verzehrten unser mitgebrachtes Brot. Nachdem wir ausgeruht hatten, machten wir uns wieder auf dem Heimweg, den wir zu Fuß zurücklegen mussten. Es war ein herrlicher und lehrreicher Tag, ob der Aufsatz den wir darüberschreiben mussten

genauso positiv ausgefallen ist weiß ich heute nicht mehr.

Am Morgen gingen wir meist in kleinen Gruppen je nachdem wie wir gerade zusammentrafen, auf der Straße den kürzesten Weg zur Schule. Nach dem Unterricht, auf dem Heimweg, machten mein Freund Franz und ich oft einen Umweg und ließen uns viel Zeit. Wir gingen nicht auf der Straße nach Hause, sondern nahmen den Weg durch den Wald, wo es immer wieder etwas Neues zu entdecken gab. Entweder im Schatten der großen Fichten über den Winterberg, wo es im Sommer etwas kühler war, oder auf der anderen Seite über den Sommerberg, der mit seinem lichten Mischwald auch die Sonnenstrahlen durchließ. Manchmal blieben wir auch am Steinbruch, der am Ortseingang von Ernersdorf ist stehen und schauten den Arbeitern bei ihrer schweren Arbeit zu. Mit freiem Oberkörper und in Schweiß gebadet brachen sie mit Brecheisen, Keilen und schweren Schlegeln die Steinquadern heraus. Sie wurden vor Ort grob zugehauen und dann auf Lastwagen abtransportiert. Die kleineren Steinbrocken wurden je nach Bedarf, mit einer Steinbrechmaschine zerkleinert und im Straßenbau als Schotter verwendet, oder mit dem Abraum und dem übrigen Geröll mit Kipploren über die Straße gefahren und in die Schlucht des Augrabens abgekippt. Der Steinbruch ist schon lange stillgelegt und dient heute als Festplatz für Veranstaltungen und Dorffeste. Die Gruben und Löcher wurden verfüllt, so dass ein ebener Platz mit einer steilen ca. 20 Meter hohen Felswand in der sich die Dicke der Kalksteinplatten deutlich im Hintergrund abzeichnen, entstanden ist.

In dieser Schlucht, die fast parallel zur Straße verläuft sammelt sich das Wasser, welches von beiden Seiten des Berges durchsickert und bildet ein kleines Bächlein, welches das ganze Jahr über Wasser führt. Ein Stück unterhalb des Dorfes ist in einem kleinen Häuschen ein „Widder“ eingebaut, der das Wasser zu einem Hochbehälter pumpt und Ernersdorf mit Wasser versorgt. Das Häuschen war immer unverschlossen, so dass man jederzeit Zutritt hatte. Es war ja auch nur eine primitive Pumpe, die allein mit Wasserkraft arbeitete, und etwa 3/4 des Wassers verbrauchte um 1/4 auf den Hochbehälter zu befördern. Für mich war es ein kleines Wunderwerk der Technik welches ich oft bestaunte.

Der Weg über den „Winterberg“ führte durch einen dichten Fichtenwald. Das war ein Nordhang und der Waldboden war immer kühl und feucht. Das war besonders an heißen Sommertagen recht angenehm für unsere nackten Füße. Am Waldrand hin zum Bächlein standen große Buchen und Eschen. In die glatten Rinden dieser Bäume ritzen wir mit unseren Messern, welches wir als Buben immer bei uns hatten, die Anfangsbuchstaben unserer Namen und die Jahreszahl ein.

Der Winter

Wenn im Winter draußen Schnee und eine himmlische Ruhe über dem Dorf lag, hatte Großvater und Großmutter dennoch keine Zeit zum Ausruhen. Es ging zwar nicht mehr so hektisch zu wie im Sommer oder Herbst, aber im Haus und Hof gab es noch genug zu tun. Großmutter saß oft hinter dem Spinnrad und spann

die Schafwolle, die sie vom Schäfer in Ernersdorf gekauft hat, hierin hatte sie eine große Übung und Fertigkeit. Sie legte großen Wert darauf, dass der Faden möglichst gleichmäßig abließ. Wenn sie mit einer Spule fertig war, durfte ich es auch probieren, aber so recht wollte es mir nicht gelingen. Es war doch nicht so einfach wie es aussah. Von der Spule wurde die Wolle auf eine Haspel übertragen, die ich drehen durfte. Hier wurde der Faden angefeuchtet und wenn er trocken war abgenommen und zu einem Knäuel aufgewickelt. Fertig war die Wolle zum Stricken. Von dieser Wolle strickte, Großmutter und Tante Anna Strümpfe, Socken, Handschuhe, Schal und was sich noch so aus Wolle machen ließ. Die Strümpfe und Fausthandschuhe wurden anschließend noch gedoppelt, das heißt, die Sohlen und die Handflächen wurden mit einem groben Leinentuch verstärkt damit sie länger halten. Wenn das Leinentuch verschlissen war, wurde es abgetrennt und ein Neues aufgenäht. Tante Anna gab sich große Mühe auch mir das Stricken beizubringen aber weiter als zu einem Tafellappen brachte ich es nicht. Tagsüber saß Großmutter am Fenster und war mit ausbessern und flicken der Arbeitskleidung, vor allem meiner Hosen und Strümpfen beschäftigt. Am Abend beim Petroleumlicht griff sie dann zum Strickzeug, das konnte sie auswendig, dazu brauchte sie kein helles Licht. Im Winter hatte man auch Zeit, die Strohsäcke für die Betten mit neuem Stroh zu füllen und die Federbetten, wenn nötig aufzufrischen. Das neue Inlett wurde vorher mit Wachs eingerieben damit die spitzen Enden der Schleißfedern nicht so leicht durchstechen können. Dann wurden die neuen Federn eingefüllt. Weil die Daunen zu teuer waren hat Großmutter Gänsefedern gekauft die sie recht billig bekommen hat. Die mussten aber erst geschlossen werden und waren wesentlich härter und auch nicht so mollig warm wie die Daunen oder Bauchfedern.

Auch Großvater hatte den ganzen Winter, wenn draußen alles zugeschneit war, eine ganze Menge im Haus zu tun. Jetzt konnte er die Arbeiten, für die im Sommer keine Zeit war verrichten. Für mich war es interessant, was er alles machte. Ich schaute ihm bei seiner Arbeit gerne zu und bewunderte oft seine Geschicklichkeit. Er schneiderte die Hemden und Schürzen und auch meine Werktagshosen und nähte sie auf einer alten, klapprigen Nähmaschine zusammen. Die Arbeitsschürzen waren verhältnismäßig einfach zu machen. Eine alte Schürze wurde auf den neuen Stoff gelegt und zugeschnitten. Die Ränder eingesäumt und die Bänder angenäht, fertig war die Schürze. Schwieriger waren schon die Hemden, dazu hatte er eine Vorlage zum Zuschneiden und meine Hosen wurden einfach aufgetrennt und der Zuschnitt etwas größer gemacht, dann passte sie wieder für ein paar Jahre. Den Stoff und die Zutaten kaufte er in einem jüdischen Geschäft in Berching, oder bei einem Händler, der alle Jahre ein paar Mal gekommen ist und seine Kurzwaren feilgeboten hat. Größere Sachen wie Bettwäsche und dergleichen ließen wir uns von „Witt“ in Weiden schicken.

Wenn es das Wetter erlaubte, ging ich mit Großvater hinaus um Weidenruten und Besenreiser (Haselnuss und Birkenzweige) zu holen. Er brauchte sie zum Anfertigen von Reisigbesen, Wannen und Körbchen. Er

machte ja alles selbst was für den Hausgebrauch notwendig war. Die Reisigbesen wurden zum Kehren sowohl für den Stall, als auch für den Hof und im Haus gebraucht. Es gab den „kurzen“ Besen der hauptsächlich für den Stall und Hof benützt wurde und den „langen“ Besen den man für die Stube und im Haus verwendete. Der kurze Besen bestand nur aus einem Reisig Bündel, das mit gespaltenen Weidenruten gebunden wurde, bei ihm musste man vor Gebrauch noch einen Stock einschieben. Nicht so beim langen Besen. Hier wurde mit den Besenreisern lange Haselnussruten mit eingebunden, die als Stiele dienten. Die Wannen hat er in verschiedenen Größen hergestellt je nachdem, wo sie gebraucht wurden. Die Kleinen benützte man zum Holzhereintragen in die Küche, Kartoffel einsammeln, oder zum Futter vorgeben für die Kühe im Stall. Die Größeren wurden als Streuwannen im Stall und in der Scheune und beim Dreschen verwendet. Auch die Brotkörbchen zum Brotbacken hat Großvater aus Stroh hergestellt. Das Stroh wurde durch eine Lederhülse gezogen, so entstand ein gleichmäßiger Strang von circa 2 1/2 bis 3 Zentimeter im Durchmesser, der mit dünnen gespaltenen Weidenruten zu einem Korb gebunden wurde. Gebraucht wurden diese Körbe für vielerlei Zwecke. Zum Einsammeln der Eier, zum Hühner füttern und für viele andere Gelegenheiten. Ihren Namen aber hatten sie, weil in ihnen der Brotteig, der zu Laiben geformt war, zum Backofen getragen wurde und das fertige Brot den ringförmigen Abdruck am Brot hinterließ.

Beim Brotbacken, solange wir es noch selbst machten (bis Mitte der 30er Jahre) musste schon am Tag vorher alles hergerichtet werden. Im Backofen, bei unserem Nachbarn Webersima, wurde das Holz eingelegt fertig zum Anzünden. In der Stube wurde der Backtrog aufgestellt und mit Mehl aufgefüllt damit es Zimmertemperatur angenommen hat. Am Abend wurde der Sauerteig und Wasser dazugegeben, und das Ganze kräftig durchgeknetet damit der Teig bis zum Morgen durch gesäuert und gegangen war. Am nächsten Morgen wurden aus dem Teig die Laibe geformt und in die Brotkörbchen gelegt. Zuvor wurden noch ein paar Handvoll Teig abgezweigt und als Sauerteig für den nächsten Backvorgang aufgehoben. Nach etwa zwei Stunden war der Teig soweit fertig zum Backen. In der Zwischenzeit hat Großmutter auch den Backofen angeheizt. Wenn das Holz heruntergebrannt war, wurde die Glut in die Nähe des Ofenloches geschoben. Die Brotkörbe wurden mit einem Tuch abgedeckt, damit der Teig keinen kalten Luftzug erwischt. Dann wurde er über den Hof und den Garten zum Backofen beim Webersima getragen und eingeschossen. Danach wurde die Glut seitlich vor das Ofenloch geschoben und die Öffnung mit einem Blech abgedeckt, damit keine kalte Luft eindringen konnte. Nach 1 1/2 bis zwei Stunden war das Brot fertig gebacken und konnte herausgenommen werden. Der Ofen war aber noch heiß genug ein paar Brotfladen zu backen, die noch warm am besten schmeckten.

Manchmal holte Großvater auch seine selbstgemachte Schnitzbank in die Wohnstube um Holzpantoffel anzufertigen. Besonders schöne, astfreie Holzstücke die er dazu brauchte, hat er schon lange zuvor ausgesucht und auf die Seite gelegt. Die grobe Form machte er sich mit einem Holzbeil zurecht um

anschließend mit verschiedenen Schnitzmessern den Schuh in Form zu bringen. Zum Schluss wurde das Oberleder, welches nach einer Vorlage zugeschnitten und eine Zeitlang gewässert war, mit Plattennägeln befestigt und fertig waren die Holzschuhe. Sie wurden bei der Arbeit im Haus und Hof, besonders aber bei der Stallarbeit getragen. Auch Dachspäne zum Ausbessern des Ziegeldaches, oder Sprossen für den Leiterwagen und viele andere Arbeiten sind im Winter angefallen. Die meisten dieser Arbeiten wurden in der warmen Wohnstube ausgeführt, die dann mehr nach einer Werkstatt, als einen Wohnraum ausgesehen hat: Großvater war ein stiller ruhiger Mann und sprach nicht viel bei seiner Arbeit. Es wurde überhaupt wenig gesprochen, jeder hatte für sich zu tun und ging seinen Gedanken nach. Ich saß dabei die meiste Zeit zu seinen Füßen, schaute ihm interessiert zu und quälte ihn oft mit unnötigen Fragen. Um mich zufriedener zu stellen, machte er mir einen kleinen Besen, oder er schnitzte mir ein paar Tauben aus den Haselnussstecken. Einmal machte er sogar einen „Heiligen Geist“ in Gestalt einer Taube. Dazu fügte er zwei Holzstücke in Form eines Kreuzes zusammen. Auf der einen Seite, formte er den Kopf einer Taube, hinten spaltete er das Holz in dünne Lamellen und spreizte sie als Schwanzfedern auseinander. Am Querholz links und rechts machte er es genauso und spreizte es als Flügel. An einem Bindfaden an der Decke aufgehängt, schwebte dieser Vogel sich mal links, mal rechtsdrehend über meinem Kopf.

Jetzt war auch die Zeit, die Strohbinden für die kommende Getreideernte zu machen. Sie wurden zum Zusammenbinden der Garben benötigt. Das Stroh dazu sollte nach Möglichkeit mit dem Drischel (Dreschflegel) gedroschen werden, damit es geschmeidig und biegsam ist. Wir haben dazu eigens ein paar Garben zurückbehalten und mit dem Drischel ausgedroschen. Es ist auch zum Herstellen der Brotkörbe und zu Füllen der Strohsäcke besser geeignet als das Stroh welches mit der Maschine gedroschen wird. Für die Strohbinden wurde besonders langes Roggenstroh ausgesucht. Eine kleine Handvoll links und rechts wird am Kopfende verknüpft und der lange Halm in sich verdreht und am unteren Ende zusammengesteckt, damit er nicht aufgehen kann. Je 25 Binden wurden dann zusammengebunden und bis zur Ernte aufgehoben. Diese Arbeit hat Großvater aber nicht in der Wohnstube, sondern im Kuhstall gemacht, wo es auch im Winter einigermaßen warm war.

Die meiste Zeit aber verbrachte ich mit meinem Freund Franz draußen in der frischen Winterluft. Da ging es oft recht lustig und lebhaft in unserem Dorf zu. Gleich hinter dem Dorf am „Brunnen Hölzl“ stieg das Gelände an und gab eine schöne Rodelbahn. Sie war nicht allzu steil und auch für uns Kinder gut geeignet. Selbst am Abend, wenn wir nach Hause mussten war noch Betrieb. Dann kam die ältere Jugend und tobte sich bis spät in die Nacht aus. Eine zweite Möglichkeit zum Schlitten fahren gab es noch im Dorf beim „Rehinerer Biegl“, einem kleinen Hügel an dem man die Dorfstraße bis zum Weber hinunterfahren konnte. Besonders lustig war es, wenn wir vom Oberen Boja den Zugschlitten, den sonst ein Pferd gezogen hat, ausleihen konnten. Auf ihm hatte die ganze Dorfjugend Platz und wenn er umkippte, purzelten alle

miteinander in den Schnee ..

Mit Franz meinem Nachbarbuben ging ich oft zum Kanal, der meistens den ganzen Winter zugefroren war. Mit dem Schlitten und zwei Stecken bei denen am unteren Ende ein Nagel eingeschlagen war, versuchten wir mit dem Schlitten um die Wette vorwärts zu staken. Aber das war recht anstrengend, so dass wir nach kurzer Zeit die Schlitten stehen ließen und mit den Schuhen über das Eis schleiften. Die Spitze und der Absatz der Schuhe waren mit Eisen und die Sohlen mit Nägeln beschlagen, so dass es ordentlich kreischte, wenn wir über das Eis schlitterten. Ideal wäre es gewesen hier Schlittschuh zu laufen aber für dieses Vergnügen fehlte es mir an Geld. Als ich eines Tages von einem älteren Kameraden ein Paar alte Schlittschuhe angeboten bekam, kaufte ich sie ihm für ein paar Mark aus meiner Sparsbüchse ab. Auf Schnee glatten Bahnen und am Kanal versuchte ich nun mein Glück, aber es klappte doch nicht so richtig und ich lag öfter lang gestreckt auf dem Eis als mir lieb war. Außerdem hatten sie schon erhebliche Spuren an meinen Schuhen hinterlassen. Sie mussten nämlich mit einem Schlüssel am Absatz und an den Sohlen befestigt werden. Wenn man irgendwo hängen blieb, oder bei einem unglücklichen Sturz mit dem Fuß auf das Eis aufschlug, war es leicht möglich, dass der Absatz abgerissen, oder die Sohle beschädigt wurde. Das war aber auch Großvater zu viel, der mir selten etwas abschlug, ganz zu schweigen von Großmutter, die immer Angst um mich hatte, dass mir etwas passieren könnte. Ich habe sie dann weiterverkauft und mit dem Schlitten wieder vorliebgenommen. Auch mit Schiern, die mein Großvater aus Eschenholz gemacht hat, habe ich mein Glück versucht. Doch auch da habe ich meine Schwierigkeit gehabt und habe diesen Sport bald wieder aufgegeben. War der Kanal im Winter für uns ein Ort zum Vergnügen, so nutzten ihn die Brauereien von Berching zur Eisgewinnung für ihre Bierkeller und das war wirklich eine schwere Arbeit. Wenn das Eis stark genug war, mindestens 15 bis 20 Zentimeter wurde geeist. Die Brauerei Knechte sägten mit Muskelkraft Eisblöcke heraus, die mit Hacken an Land gezogen und auf Pferdefuhrwerke geladen wurden. Im Eiskeller sorgten sie den ganzen Sommer für angenehm gekühltes Bier. Kühlmaschinen gab es nicht und für Felsenkeller war unsere Gegend ungeeignet. Nach Weihnachten, wenn der Boden festgefroren war und der Schnee auf den Fluren lag, hatten die Leute Zeit für die Gemeindearbeiten. Mit Sägen und Äxten ging es hinaus in den Gemeindewald um Bäume zu fällen und Brennholz zu machen. Dazu war jetzt die beste Zeit, weil in der kalten Winterzeit die Bäume am wenigsten Saft führten, was für das Schnittholz genauso wichtig war wie für das Brennholz. Die Bäume, die gefällt werden sollten, wurden vorher markiert damit nur Bestimmte und nicht zu viele, oder gar Samenbäume der Säge zum Opfer gefallen sind. Am Stamm wurde auf der Seite, wie der Baum fallen soll, mit der Axt eine Kerbe eingeschlagen und auf der anderen Seite wurde die Schrotsäge (große Baumsäge die von zwei Männern bedient wurde) angesetzt und soweit eingeschnitten, bis der Baum sich langsam neigte. Mit einem lauten Ruf „Achtung der Baum fällt“ wurden die Anderen gewarnt, sich nicht in diesem Bereich aufzuhalten. Mit Krachen und Knistern der Äste schlug der Baum auf den gefrorenen Waldboden auf.

Anschließend wurden die Äste mit der Axt abgeschlagen und die Koppe (Baumspitze) abgetrennt. Die großen, und schön gewachsenen Stämme wurden als Schnittholz für Balken oder Bretter ausgesondert und zum Verkauf angeboten. Der Rest wurde als Brennholz in Längen von einem Meter abgeschnitten und zu Stapeln von einem Ster (= 1 Raummeter), oder einem Klafter (= 3 Raummeter) aufgeschichtet. Dabei wurde auch darauf geachtet, dass sie gleichmäßig mit schwachen, und starken, Kernholz versehen wurden, damit nicht einer nur das minderwertige, und ein anderer, das gute, Brennholz erhalten hat. Die Äste und die Baumkronen wurden ebenfalls zu gleich großen Haufen zusammengetragen. Diese Arbeit, verrichteten hauptsächlich die Frauen und die älteren Kinder. Wenn die Arbeiten abgeschlossen waren, wurden die Holzstapel und die Asthaufen mit Nummern versehen und ausgelost, so dass jeder Haushalt die gleiche Menge an Brennholz erhalten hat.

Die größeren Landwirte hatten einen eigenen Waldbestand, aber der lag in bescheidenen Grenzen. Einige verzichteten trotzdem auf das Astholz und ließen es anderen zukommen. Wir selbst hatten keinen Wald und waren auf das Holz, das uns durch das Los zugefallen war angewiesen. Trotz sparsamen Gebrauch hat es nicht für das ganze Jahr ausgereicht. Großvater hat deshalb von der Gemeinde noch ein paar Stöcke (Baumstümpfe) von den gefällten Bäumen für ein paar Mark erworben. Beim Stockgraben war ich, wenn es die Zeit zuließ, wie üblich an der Seite des Großvaters. Wenn ich auch nicht viel helfen konnte, so war ich doch an der frischen Luft und Großvater war nicht allein. Bei dieser Arbeit war er ein Experte und ich bewunderte ihn, wie er auch mit den größten Stöcken fertig wurde. Zuerst grub er die seitlichen Wurzeln aus und entfernte sie, dann holte er sich eine lange Stange aus dem Wald und versuchte den Stock auszuhebeln, oder wenigsten anzuheben, damit er an die unteren Wurzeln herangekommen ist. Bei den Fichten war das verhältnismäßig einfach, die hatten hauptsächlich nur die großen Seitenwurzeln, dagegen hatten die Föhren eine starke Herzwurzel der nur schwer beizukommen war. Aber für Großvater war auch das kein Problem. Wenn ein Stock zu groß war, oder wenn es ein widerspenstiger Föhrenstock war, griff Großvater zum letzten Mittel. Der Stock wurde an ein, oder zwei Stellen mit einem Stockbohrer (großer Holzbohrer) angebohrt. Das Loch bis zur Hälfte mit Schwarzpulver gefüllt und anschließend, wenn die Zündschnur eingeführt war, mit Lehm fest verschlossen. Bevor Großvater die Lunte die noch ein Stück heraushing anzündete, musste ich mich in sicherer Entfernung, hinter einem Holzstoß begeben. Nachdem die Lunte brannte, kam auch Großvater zu mir hinter dem Holzstoß. Es dauerte auch nicht lange bis es einen fürchterlichen Krach gab, und Holzstücke durch die Luft wirbelten. Wenn Großvater sicher war, dass alle Ladungen gezündet hatten, und auch sonst keine Gefahr mehr bestand, durfte ich aus meiner Deckung heraus. Über dem Stock stand eine kleine Rauchwolke die sich langsam auflöste, und in der Luft lag ein leichter Pulverdampf der sich ebenfalls nach kurzer Zeit verzog.

Der Stock selbst war zwar noch in der Erde verwurzelt, aber in mehrere Stücke zerrissen, so dass es ein

Leichtes war in auszugraben. Die anderen Stöcke wurden mit Keilen und Schlegel gespalten damit man sie auf den Wagen laden und heimfahren konnte. Auch zu Hause machte dieses Holz noch viel Arbeit bis es zerkleinert und zum Trocknen aufgeschichtet war. Vom Stockholz, welches eine wesentlich höhere Heizleistung wie das Stammholz hat, sagt man nicht umsonst, dass es dreimal warm macht. Das erste Mal beim Ausgraben, das zweite Mal beim Zerkleinern und das dritte Mal im Ofen. Bis es aber soweit war, vergingen oft Wochen bis die Straßen wieder Eis- und Schneefrei waren. Dann erst konnten wir die Kühe, die nicht mit Eisen beschlagen waren einspannen und das Holz aus dem Wald abfahren. Zu Hause wurde das Stammholz mit Eisenkeilen gespalten und die Scheite zum Trocknen aufgeschichtet. Das gleiche geschah mit dem Stockholz, das beim Zerkleinern aber wesentlich mehr Arbeit machte. Dann konnte man mit Ruhe abwarten, bis man Zeit und Lust hatte das Holz ofengerecht zu schneiden und aufzuschichten. Aber man hatte auch sonst noch einige Arbeiten zu verrichten für die im Sommer keine Zeit war. Wenn es im Winter auch ruhiger zuging mit der Arbeit so sehnte man sich doch wieder nach dem Frühling.

Das Frühjahr.

Sobald im Frühjahr der Boden aufgegangen ist und frostfrei war, begann die Frühjahrsbestellung auf den Feldern. Das Dorf lebte wieder auf, wenn die Sonne mit ihren wärmenden Strahlen neues Leben in der Natur hervorbrachte. Mitte März war meist der richtige Zeitpunkt, wo man sich wieder hinaus wagen konnte auf die Felder und Wiesen. Sie mussten ja erst etwas antrocknen von der Winterfeuchte, bevor man sie mit dem Fuhrwerk befahren konnte: Wenn es soweit war, holte Großvater den Ackerwagen aus der Scheune und richtete ihn her. Die Räder wurden abgezogen und die Achsen mit Wagenfett geschmiert. Ebenso die Bremsspindel und der Drehkranz am Vorderwagen. Jetzt war auch die Zeit den Mist, der den Winter über angefallen ist, auf die Wiesen und die Felder zu bringen. Der Mistwagen wurde an die Mistgrube gezogen, der Wagen vollgeladen und mit der Pritsche glatt geklopft. Im Tal wurden dann am Tag drei bis vier Fuhren ausgebracht. Wenn es auf den Berg ging höchstens zwei Fuhren, die auch noch nicht so schwer beladen werden durften. Auf den Feldern und Wiesen wurde der Mist in kleinen Haufen abgeladen und musste dann von Hand ausgebreitet werden, bevor er eingeackert wurde. Auf den Wiesen musste man einige Wochen warten und wenn schönes Wetter war, wurde der Mist abgereicht. Das Mistbreiten und das Abrechen auf den Wiesen machten hauptsächlich die Frauen. Diese Arbeit war zwar auch anstrengend, aber im Gegensatz zur Feldarbeit und den Umgang mit den Kühen, doch etwas leichter. Niemand drängte und wenn man müde war, konnte man sich ein paar Minuten auf die Gabel, oder den Rechen stützen und ausruhen.

Bei trockenem Wetter lud Großvater die Egge und das Saatgut auf den Wagen und fuhr auf das Feld um die Saat auszubringen. Er band sich das Saattuch um die Schulter und füllte es mit Korn, oder Gerste je, nachdem was er anbauen wollte. Mit einer Hand hielt er das Tuch zusammen und mit der Anderen warf er das Saatgut in weitem Bogen aus. So ging er mit großen Schritten den Acker auf und ab, bis die ganze Fläche

versorgt war. Die Kühe, die in der Zwischenzeit am Ackerrain gegrast hatten, wurden nun vor die Egge gespannt und die Saat eingeeegt, damit sie unter die Erde kam. Für die Vögel blieb trotzdem noch genug übrig. Ein gleichmäßiges Ausbringen der Saat von Hand war gar nicht so einfach. Mit einer Sämaschine war das natürlich viel einfacher und ging auch wesentlich schneller. Den Unterschied merkte man am deutlichsten, wenn die Saat aufgegangen war. Das mit der Hand gesäte war ungleich, das mit der Maschine gedrillte dagegen ganz exakt Reihe neben Reihe, in gleichmäßigen Abstand.

Mitte bis Ende Mai, wenn das frische Gras sprießte, war auch die Zeit die Kühe und das Jungvieh auf die Weide zu führen. Nur die Kühe die zum Einspannen gebraucht wurden, mussten im Stall bleiben. Der Kuhhirt war vom Dorf für eine Saison angestellt und jeder Bauer hatte, je nach Anzahl der Tiere, seinen Obolus zu entrichten. Manchmal, wenn er alleinstehend war, musste er auch vom Dorf, unterhalten werden. Das heißt, zum Abendbrot und sonntags zum Mittagessen, wurde er im wöchentlichen Wechsel von den Bauern versorgt. Schon früh um 7 Uhr ging er durch die Dorfstraße und blies in sein Horn. Das war das Zeichen, dass die Kühe von den Höfen herausgetrieben wurden und sich auf der Straße und am Dorfanger sammelten. Die Herde wurde dann den Weg über die Erlengasse, am Sand und an der Wegscheid vorbei, über die Kanalbrücke und das Bahngleis zum Espan getrieben, wo sie den ganzen Tag auf der Weide verbrachten. Am Abend wurde die Herde, die aus 35 bis 50 Tieren bestand, je nachdem wie viele in der Landwirtschaft gebraucht wurden, den gleichen Weg zurückgeführt. Im Dorf angekommen, fand jede Kuh von selbst ihren Hof und ihren Stall. Die ersten paar Tage beim Austrieb im Frühjahr, mussten noch ein paar Leute vom Dorf mit dabei sein, bis die Kühe den Weg gewohnt waren um ein Ausreißen einzelner Tiere zu verhindern. Wir Kinder durften dabei selbstverständlich auch nicht fehlen und hatten unseren Spaß die Kühe auf den richtigen Weg zu halten. Auf den Hund allein, den der Hirt bei sich hatte, konnte er sich nicht verlassen. Ob die Hunde als Hirtenhunde abgerichtet waren weiß ich nicht. Sie hörten mehr oder weniger auf ihren Herrn und lagen die meiste Zeit faul im Gras. Mit meinem Freund Franz war ich oft, wenn es die Zeit erlaubte und schönes Wetter war beim Hirt und seiner Herde auf dem Espan.

Hier in der freien Natur fühlte ich mich wohl, nichts was mich einengte oder sagte, das darfst du tun, oder das darfst du nicht tun. Die mahnenden Worte meiner Großmutter konnte ich hier vergessen und meinen eigenen Gedanken und Bedürfnissen nachgehen. Hier war genug Platz zum Spielen und zum herumtollen und reichlich Abwechslung für ein Kinderherz. Der Bahnhof, es war eigentlich nur eine Haltestelle, war in unmittelbarer Nähe: Er bestand nur aus dem Bahnwärterhäuschen, einem Geräteschuppen zum kurzfristigem Aufbewahren der angelieferten Güter, und einem offenen Unterstellraum für die Fahrgäste bei schlechtem Wetter. Jedes Mal, wenn ein Zug vom Bahnhof Mühlhausen, oder von Berching abfuhr, läutete das Telefon, das weithin zu hören war und Herr Spangler, der Stationsvorsteher wusste dann, dass der Zug von dort abgefahren ist, und in Kürze hier eintreffen musste. Von weitem schon sah man die weißen Rauchwolken der

sich nahenden Lokomotive und hörte, das Pfeifen und Läuten, das bei jedem Bahnübergang ertönte. Langsam näherte sich der Zug dem Bahnhof und mit quietschenden Bremsen kam er zum Halten. Ruhig schnaubte die Dampflok während die Leute aus- bzw. eingestiegen sind. Der Lokführer beugte sich währenddessen aus der Tür, bis der Stationsvorsteher mit seiner Kelle und der Trillerpfeife das Zeichen zu Weiterfahrt gab.

Nachdem der Zug abgefahren war, ging Herr Spangler in sein Dienstzimmer, kurbelte an seinem alten Induktionsapparat die nächste Station an und meldete die Abfahrt des Zuges.

Ich stand oft dabei und schaute den Leuten beim Ein- und Aussteigen zu und wäre allzu gerne auch einmal mit dem Zug gefahren, aber das blieb lange nur ein Wunschtraum. Es waren meist nur ein paar Leute, die hier aus- oder eingestiegen sind. Menschen die nach Beilngries, oder nach Neumarkt mussten, oder von dort gekommen sind. Interessant war auch das Be- und Entladen der Güterwaggons, die auf einem Abstellgleis standen. Verladen wurden vor allem Baumstämme, die auf zwei angelehnten Balken auf die Waggons gerollt wurden. Diese Arbeit war nicht nur schwer, sondern auch gefährlich, so dass wir nur in sicherem Abstand zuschauen durften. Bei dieser Arbeit ist mein Schulkamerad Franz 1948 tödlich verunglückt und von einem Baumstamm erdrückt worden. Alle drei, oder vier Wochen ging auch ein Viehtransport nach Nürnberg zum Schlachthof. Es wurden hauptsächlich Schweine und manchmal auch ein Stück Rindvieh, das die hiesigen Metzger nicht aufkauften nach Nürnberg verfrachtet. Der Espan war eingegrenzt, auf der einen Seite von den Bahngleisen, und gegenüber von dem Flüsschen Sulz. Auf der anderen Seite von der Straße nach Erasbach und der Brücke über die Sulz. Gegenüber war ein Wassergraben mit Sträuchern und Gebüsch. In einer Ecke neben der Straße war noch ein großer Tümpel, der zum Teil mit Binsen und Schilf bewachsen war und als Tränke für die Kühe diente. Hier gab es eine Menge Frösche und über dem Wasserspiegel schwirrten die Libellen umher. Am Rand des Teiches, wo das Wasser seicht und am wärmsten war, tummelten sich die Kaulquappen und die kleinen Frösche, so dass es für uns ein Leichtes war sie zu fangen und in einem Glas mit Wasser, oder einer Sandkuhle zu beobachten.

Die Sulz die von Neumarkt kommend, und bei Beilngries in die Altmühl mündet, war für uns ein beliebtes Freizeitobjekt. Das Flüsschen wurde hier durch eine Staumauer aufgestaut, so dass das Flussbett hier tiefer und breiter ist. Außerdem zweigt hier der Mühlbach zur Grubmühle ab, der früher das Wasserrad für die Mühle und das Sägegatter antrieb. Das Wasser fällt über die Staumauer ca. zwei Meter nach unten. Hier standen manchmal ein paar Forellen senkrecht im Wasser und bewegten sich kaum. Ein Versuch sie mit der Hand zu fangen ist mir nicht gelungen. Mit ihrer schleimigen Haut rutschten sie mir durch die Hand, wenn ich glaubte sie sicher zu haben und fort waren sie. Unterhalb der Staustufe führte das Flüsschen nur noch wenig Wasser, weil ein Teil in den Mühlbach abgeleitet wurde. Hier suchten wir nach kleinen Fischen, die sich unter den Steinen im Flussbett und unter dem Tang der am Ufer über das Wasser hing versteckten. Stein um Stein wurde angehoben und wenn sich was bewegte führte ein schneller Griff oft zum Erfolg. An einer

seichten Stelle bauten wir aus Steinen eine Art Aquarium und ließen die Fischlein schwimmen. Hier konnten wir sie ungehindert beobachten, ohne dass sie uns entwischen konnten. Wenn es uns zu langweilig wurde, öffneten wir das Gefängnis und entließen sie wieder in die Freiheit. Im aufgestauten Wasser der Sulz wurden im Frühjahr die Schafe gewaschen, bevor sie geschert wurden. Der Schäfer führte die Herde an das Ufer des Flüsschens und trieb sie einzeln in das Wasser. Hier wurden sie von Helfern gepackt und die Wolle kräftig mit der Hand und dem Wasser bearbeitet. Dann schubsten sie die Tiere wieder heraus, wo sie sich kräftig schüttelnd wieder sammelten. Diese Prozedur dauerte ein paar Tage, bis alle Tiere gewaschen waren. Das war notwendig, damit die Wolle einigermaßen sauber war, bevor sie verkauft werden konnte.

Entlang der Sulz gab es mehrere Mühlen, weil früher das Wasser die einzige Energiequelle für den Antrieb der Mühle und des Sägegatters war. Die Bauern waren ja darauf angewiesen, um ihr Getreide zu mahlen und die Baumstämme zu Balken und Bretter schneiden zu lassen. In unserer Nähe gab es die Grubmühle und die Mühle in Breitenfurt. Der Grubmüller hatte bereits eine Dampfmaschine zum Antrieb, während der in der Breitenfurt immer noch mit dem Wasserrad arbeitete. Großvater brachte sein Korn meistens zum Breitenmüller, der war etwas umgänglicher und auch billiger als der Andere. Ich war oft dabei, wenn wir das Korn hinbrachten und nach ein paar Tagen das Mehl wieder abholen konnten. Das Klappern der Mühle und des Mahlwerkes ließ kaum eine Unterhaltung zu. Man musste schon ziemlich laut sein um sich zu verständigen. Was Großvater mit dem Müller zu besprechen hatte interessierte mich auch gar nicht. Ich hatte genug zu schauen und zu bewundern was sich hier alles drehte und bewegte. Besonders erstaunt war ich immer, wenn der Müller den Getreidesack zu sich in den Aufzug stellte und an einem Strick zog, welcher von oben herab hing, dann fuhren beide in die Höhe. Mit dem Strick in der Hand kam der Müller auch langsam wieder herunter. Für mich war das ein kleines Wunder, wie so etwas funktioniert. Auch das Sägegatter, welches im Freien stand, bewunderte ich manchmal, wenn es im Betrieb war. In der Getreidemühle war alles aus Holz, selbst die Zahnräder und das Gestänge. Beim Sägegatter war alles aus Eisen, nur ein provisorisches Dach welche die Anlage vor Regen und Schnee schützte war aus Holz. Ab und zu mussten wir aber doch in die Grubmühle fahren, wenn Großmutter ein „Nachmehl“ zum Backen brauchte. Das war ein minderwertiges Weizenmehl, welches der Breitenfurter Müller nicht herstellte.

Der Sommer kommt.

Die Gemeinde Arbeiten wurden hauptsächlich in den Wintermonaten, wenn auf den Feldern nichts mehr zu tun war gemacht. Es gab aber auch in den Sommermonaten einiges zu tun. Die Gemeindestraße zwischen Rappersdorf und Ernersdorf war eine Schotterstraße, wie es damals auf dem Land üblich war, und musste auch von der Gemeinde instandgehalten werden. Das war natürlich nur in den Sommermonaten, oder im Herbst möglich. Die Pferdebauern von Ernersdorf holten das Steingeröll, das im Steinbruch als Abfall

angefallen ist, und verteilten es am Straßenrand in kleine Haufen. Jedem Haushalt wurde ein bestimmter Abschnitt der Straße zugeteilt auf dem die Steine zerkleinert werden mussten. Bei dieser Arbeit half ich Großvater so gut ich konnte. Ein Kartoffelsack wurde mit Stroh gefüllt und diente als Sitzkissen. Die Steinbrocken wurden mit einer Hand zwischen den gespreizten Beinen gehalten und mit der anderen Hand mit dem Steinhammer solange bearbeitet bis er in kleine Stücke zerlegt war. Der Steinhammer war kein gewöhnlicher Hammer mit Finne und Bahn, sondern hatte auf beiden Seiten eine stumpfe Spitze. Diese Arbeit war aber auch nicht ganz ungefährlich, weil die harten Kalksteine splitterten und leicht die Haut oder die Augen verletzen konnten. Schutzbrillen, oder Schutzhandschuhe gab es nicht, die hätten bei der Arbeit nur gestört. Abgesehen von den Kreuzschmerzen, wenn man stundenlang so dasaß, gab es oft auch blutige Finger: Als Linkshändler haben dabei besonders die Finger meiner rechten Hand darunter gelitten. Im Herbst, wenn die meiste Feldarbeit getan war, wurden die Spurrinnen und die Löcher die der Sommer auf der Fahrbahn hinterlassen hat mit diesem Schotter aufgefüllt. Wenn die Schäden zu groß waren, wurde auch mal eine Straßenwalze geholt um den Schotter einzuwalzen. Einmal kann ich mich erinnern, wurde diese Straße von einer Firma neu überholt. Im Steinbruch wurde dazu eine Steinbrechmaschine aufgestellt die den Schotter lieferte. Die Straße wurde auf der ganzen Breite mit Schotter aufgefüllt und mit einer Straßenwalze befestigt.

Im März, wenn die wärmenden Sonnenstrahlen die Natur auf den Feldern und Wiesen neu erweckten fing auch im Dorf, ein emsiges Treiben an. Schon im März, wenn die Felder einigermaßen trocken waren, ging es hinaus zum Ackern und zum Säen. Anfang Juni, wenn das Gras auf den Wiesen grün und saftig dastand und das Wetter einigermaßen schön war, war auch die Zeit zum Heumähen. Schon tags zuvor hat Großvater die Sense gedengelt und alles hergerichtet was notwendig war. Früh am Morgen, noch bevor die Stallarbeit gemacht war, ging er nüchtern, die Sense auf der Schulter auf die Wiese das Gras zu mähen. Das Gras lässt sich am beste schneiden, wenn es noch feucht ist vom Morgentau und das musste ausgenützt werden, bevor die Sonne es antrocknete. Er musste alles allein mähen Großmutter konnte ja nicht umgehen mit der Sense. Dafür musste sie an diesen Tagen die meiste Stallarbeit allein verrichten. Anna ihre Tochter richtete in der Zwischenzeit in einem Korb die Maderbrotzeit her. Nach der Stallarbeit ging eine der Beiden die Brotzeit nachtragen. Diese war im Allgemeinen auch nicht üppig und bestand meist aus einer Flasche Bier, einem Stück Brot und etwas Schinken, oder ein paar Eier. Während Großvater sich hinsetzte und die Brotzeit verzehrte, machte sich Großmutter oder die Tante Anna, je nachdem wer da war mit einem Rechen, den sie ebenfalls mitgebracht hat, an die Arbeit das Gras gleichmäßig zum Trocknen auszubreiten. Je gleichmäßiger es verteilt war, umso schneller wurde es trocken.

Am Nachmittag gingen wir noch einmal auf die Wiese zum Umschlagen. Am nächsten Tag wurde es noch einmal gewendet und am Abend zu Schöberl (kleine Haufen) zusammen gereicht, damit die Feuchtigkeit in der Nacht und der Morgentau nicht so stark in das Heu einziehen kann. Am nächsten Morgen wurde das Heu

wieder ausgebreitet, am Nachmittag zu Schlangen zusammen gereicht und eingefahren. Wenn aber das Wetter nicht mitspielte und ein Regen, oder ein Gewitter das Heu durchnässte, konnte es vorkommen, dass es drei bis viermal umgeschlagen werden musste, und entsprechend länger auf der Wiese liegen blieb. Manchmal ist es vorgekommen, dass es rot wurde und nur noch als minderwertiges Futter, oder zum Einstreuen zu verwenden war. Der Sonntag war ein absoluter Ruhetag. „Am Sonntag ruh und bete gern, der Sonntag ist der Tag des Herrn“ und so hielt es das ganze Dorf. Nur wenn es im Sommer viel regnete und die Heu- oder die Getreideernte in Gefahr war zu verderben durfte man am Sonntagnachmittag arbeiten. Dafür musste man sich aber vom Pfarrer Dispens einholen, es sei denn, er hat es schon am Morgen von der Kanzel verkündet, dass im Notfall gearbeitet werden darf.

Beim Aufladen war Großvater auf dem Wagen. Das Heu musste richtig geladen und angedrückt werden, damit die Ladung beim Heimfahren, nicht ins Rutschen kam und auf der Straße landete. Ein solches Malheur wäre eine große Blamage für jeden Bauern gewesen. Tante Anna musste das Heu auf den Wagen speißen und Großmutter hat nachgereicht. Ich aber hatte die Geißel (Peitsche) in der Hand und durfte die Kühe führen. Zum Schluss wurde der Heubaum aufgelegt und festgezurr, damit das lockere Heu auch fest am Wagen hielt. Bei der Heimfahrt durfte ich hoch am Wagen aufsitzen was mir besonderen Spaß machte. In der Scheune angekommen, wurden die Kühe ausgespannt und in den Stall geführt. Großvater hat das Heu vom Wagen auf den Heuboden gespießt. Tante Anna speiße es auf den Heustock wo ich es festdrücken musste. Der Heustock war direkt unter dem Ziegeldach, und wenn den ganzen Tag die Sonne drauf gebrannt hat war es furchtbar heiß, ich schwitzte am ganzen Körper, obwohl ich nur eine Turnhose anhatte. Überall kratzte und biss es auf der Haut und der Staub setzte sich am ganzen Körper fest. Zur Abfrischung ging ich dann meistens zum Kanal hinunter zum Schwimmen. Er war ja nicht weit entfernt, nur etwa 5 Minuten zu laufen. Wenn ich frisch gebadet nach Hause kam, gab es die wohlverdiente Brotzeit: Butterbrot, Rettich und oft noch einen Schluck Bier. Bier gab es nur während der Heu- bzw. der Getreideernte, wenn es recht heiß war, aber da auch nicht jeden Tag. Sonst stand immer ein Wasserkrug mit frischem Brunnenwasser auf der Bank. Manchmal hat Großvater auch ein Zwiebelwasser angesetzt. Dazu hat er die Zwiebel geschält, klein gewürfelt, in einem Krug mit frischem Wasser übergossen und etwas Zucker dazu gegeben. Nach einer halben Stunde war es ein herrlich erfrischendes Getränk.

In den großen Ferien, so Mitte bis Ende Juli, wenn die Schwarzbeeren reif wurden, war auch in der Landwirtschaft ein wenig Luft. Das Heu war eingebracht und das Getreide noch nicht schnittreif. Diese Zeit nützten wir zum Schwarzbeeren zupfen. Schon tags zuvor verabredeten wir uns, wann wir uns am nächsten Tag treffen wollen. Beizeiten am Morgen sammelten wir uns, ein jeder mit Töpfen und Bechern in der Tasche oder im Rucksack. Wir waren nur eine kleine Gruppe von Buben und Mädchen und ein paar Frauen, die sich eingefunden haben. Gemeinsam ging es dann singend und schnatternd an der Wegscheid vorbei

Richtung Erasbach zum „Holnknock“ dem Schwarzbeerwald. Das war das einzige Waldstück in unserer Nähe, wo die Schwarzbeeren gewachsen sind. Dort angekommen wurde erst einmal sondiert, wo die meisten und schönsten Beeren sind. Jeder suchte sich ein bestimmtes Plätzchen aus das er für sich beanspruchte. Ein Anderer hatte da nichts verloren. Diese Einstellung wurde auch von allen respektiert. Es sei denn was auch vorgekommen ist, dass sich die Einen oder Anderen gern gesehen haben, dann wurde dieses Tabu natürlich gebrochen, von den Anderen aber ohne Neid beachtet. Im Allgemeinen waren wir sowieso gegenseitig im Blickfeld, mindestens aber in Rufweite, damit auch die Unterhaltung nicht zu kurz gekommen ist.

Am Sammelplatz, wo unsere Behälter standen, wurde beim Ausleeren der kleinen Becher auch darauf geschaut, wie weit die Anderen schon gefüllt sind. Jeder wollte natürlich am ersten voll haben. Hier saßen wir auch in der Mittagszeit beieinander und aßen unser Brot, eine trockene Nudel, oder was wir sonst dabei hatten. Zum Trinken gab es Tee, oder wie ich eine Flasche Brunnenwasser. Nach einer kurzen Pause wurde, wieder weiter gezupft bis die Ersten ihre Gefäße voll hatten. Die Einen legten sich dann faul auf den Waldboden und andere halfen den Letzen damit sie auch noch vollbrachten. Nachmittag, so gegen drei oder vier Uhr, wurde zum Heimgang aufgerufen, aber vorher wurden noch extra große Beeren gesammelt und oben daraufgelegt. Froh, gut gelaunt und Lieder singend traten wir den Heimweg an. Zu Hause zeigten wir stolz unser volles, oder manchmal auch unser halbvolles Sammelergebnis. Großmutter machte dann in den nächsten Tagen Strudel, gefüllt mit Schwarzbeeren und der Rest wurde gekocht und in Flaschen eingefüllt. Der August war der typische Erntemonat für das Getreide. Es war ein schöner Anblick, wenn die goldenen Ähren sich neigten und im Wind hin und her wogten. Dann war auch die Zeit da den Erntewagen herzurichten. Als erstes wurde die Gerste, die auf dem Sandboden am Sandacker am besten gediehen ist reif zum Schneiden. Hier wuchs die beste Braugerste, die von den Bierbauern in Berching sehr begehrt war. Dann kam der Roggen an die Reihe der auf dem Straßenacker und dem Sandacker im Wechsel mit Kartoffel angebaut wurde. Als letztes reifte das Getreide auf dem Berg, wo wir neben den Hackfrüchten auch Roggen und etwas Hafer angebaut haben. Hier war der Boden fester aber auch steiniger und für die Gerste ungeeignet. Die Bergbauern bauten vor allem Weizen an, der hier besonders gut gewachsen ist. Wir hatten aber nur eine kleine Anbaufläche die mit Gerste, Korn und etwas Hafer voll ausgenützt war, so dass für den Weizen kein Platz mehr blieb. Wie vorher bei der Heuernte, musste auch hier, Großvater alles allein mit der Sense schneiden. Weil aber die Reifezeit der verschiedenen Getreidesorten nach und nach reifte, kamen wir nicht in Zeitnot. Bei dieser Arbeit wurden alle Kräfte gebraucht. Großvater schnitt mit der Sense das Korn, gleich hinterher kamen Großmutter oder Tante Anna und haben es mit der Sichel aufgenommen. Wenn sie einen Armvoll hatten, legten sie es auf Strohbander, die ich am Boden ausgelegt habe. Die Bänder die Großvater im Winter gemacht hat, wurden einen Tag vorher in Wasser eingeweicht damit sie geschmeidiger wurden und beim Binden nicht brachen. Nach dem Binden wurden die Garben zusammengestellt (Mandl)

und nach ein paar Tagen, wenn die Ähren nachgereift und trocken waren eingefahren.

Der „Sandacker“ war gleich hinter dem Dorf in der Nähe der Wegscheid und der „Straßenacker“: war zwischen dem Bahngleis und der Sulz. Beide Äcker waren nicht weit vom Ort entfernt und es gab bei der Einbringung der Ernte auch keine größere Steigung zu überwinden. Bei der Kanalbrücke ging es etwas aufwärts, aber das war auch für die Kühe kein Problem. Auf dem Berg dagegen, wo wir das meiste Feld hatten, war es für die Menschen und die Tiere sehr viel mühevoller. Beim Getreide einfahren gingen Großmutter und Tante Anna den kürzeren Weg durch den Wald, den Berg hinauf. Großvater und ich haben mit den Kühen und den Leiterwagen die Straße über Ernersdorf genommen. Beim Laden des Getreides musste besonders darauf geachtet werden, dass die Garben richtig gelegt und hinten und vorne eingebunden wurden. Zum Schluss wurde der Heubaum aufgelegt und festgezurrte damit sich die Garben beim Fahren über holprige Wege nicht verrutschen konnten. Schwierig war immer die Ausfahrt mit vollgeladenem Wagen vom Acker auf den Feldweg. Die holprigen Wege mit ihren tiefen Fahrspuren lagen fast immer tiefer als das Feld. Um in die Fahrspur zu kommen musste man im spitzen Winkel herausfahren, was eine enorme Schiefelage der Fuhre verursachte, Besonders wenn der Wagen hoch beladen war musste man mit der Gabel fest dagegen halten damit er nicht umkippte. Einmal kann ich mich erinnern ist es trotzdem passiert, und der Wagen samt der Ladung lag auf der Seite. Dann musste die ganze Fuhre abgeladen, der Wagen aufgerichtet, und wieder aufgeladen werden. Das dauerte natürlich seine Zeit und brachte auch Großvater, der sonst die Ruhe selber war, zum Fluchen. Auf der Heimfahrt wurde, wenn wir am Steinbruch vorbei waren, und es den Berg hinab ging an einem Hinterrad, ein Hemmschuh angebracht um den Wagen sicher abbremsen zu können. Die Klotzbremse an den Vorderrädern allein hätten dazu nicht ausgereicht. Wenn der Schuh über die Steine schleifte gab es ein Quietschen und Pfeifen das durch Mark und Bein ging. Unten am „Roten Sand“ war das steilste Stück geschafft, dann wurde der Hemmschuh wieder abgenommen und mit der Handbremse weitergefahren.

Konnte man im Tal am Nachmittag bequem zwei Fuhren einfahren, so schafften die Kühe am Berg nur eine Fuhre. Nicht nur die Menschen, auch die Tiere leisteten an diesen Tagen Schwerstarbeit. In dieser Zeit gaben die Kühe zum Leidwesen meiner Großmutter nur sehr wenig Milch, so dass ihre kleine Einnahme durch Milch und Butter ganz versiegte. Die Arbeit auf dem Getreidefeld wurde oft zur Qual für mich. Die Stoppeln, die stehen geblieben sind und fünf bis zehn Zentimeter in die Höhe standen haben meine Füße oft arg zugerichtet. Die Fußsohlen waren zwar durch das Barfusslaufen abgehärtet, aber zwischen den Zehen bis hinauf zu den Knöcheln; war die Haut oft zerstoßen und blutete. Wenn es besonders schlimm war, nahm ich die Holzpantoffeln, die aber unbequem und schwer waren mit auf das Feld. Schuhe durfte ich deswegen nicht anziehen eher konnte ich ein paar Tage zu Hause bleiben.

Wenn die Weizenfelder abgeerntet waren, schickte mich Großmutter oft hinaus zum Ähren lesen. Manchmal,

wenn ich keine rechte Lust hatte, ging sie auch selbst mit. Wir hatten ja keinen Weizen und so war sie für jede Handvoll dankbar die ich nach Hause gebracht habe. Die Bauern, denen das Feld gehörte, hatten nichts dagegen, wenn wir die Ähren die liegen geblieben sind aufsammelten. Aber es war eine mühevollen Arbeit in gebückter Stellung jede einzelne Ähre auf zu klauben, bis man einen Arm voll Weizen beisammen hatte. Zu Hause wurde das Korn ausgeschlagen und gereinigt. Wenn dann 20 bis 25 Pfund beisammen waren, nahm es Großvater mit auf die Grubmühle der schon eine modernere Anlage hatte und auch Weizengrieß herstellen konnte und tauschte es gegen Weizenmehl oder Weizengrieß ein. Schon während der Ernte haben einige Bauern die dringend, Mehl oder Futtergetreide brauchten, mit dem Drischel auf den Tennenboden einen kleinen Teil gedroschen, damit sie die Zeit bis der „Dampf“ kommt überbrücken konnten. Dieses Getreide war noch stark mit Gräten, Unkrautsamen, und Stroh vermischt. Es musste noch, bevor man es zum Müller brachte, gereinigt werden. Das geschah mit einem „Getreide Reiniger“, einer Windmühle die von Hand betrieben wurde. Das Getreide wurde aber nicht so sauber wie von der Dreschmaschine. Als Viehfutter spielte das keine Rolle, aber der Müller sah es nicht so gerne und ließ das Mahlgut noch mal durch einen Reiniger laufen, bevor er es in die Mühle gab zum Mahlen.

Auf den leichten Sandböden im Tal war das Getreide zwei bis drei Wochen früher schnittreif als auf den schweren Böden auf dem Berg. Mitte August wenn im Tal die Ernte eingebracht war wurde mit dem Dreschen begonnen. Großvater war der „Dampfführer“ und ging schon ein paar Tage vorher nach Ernersdorf zum Dampfstadl, wo die Dreschgarnitur untergestellt war, um nach dem Rechten zu sehen. Die Dreschmaschine musste abgeschmiert und geölt werden, die Riemen und das übrige Zubehör wurden bereitgestellt, damit beim Abholen nichts vergessen wurde. Rappersdorf ist ein kleines Dorf und auch die Anwesen sind wesentlich kleiner als auf dem Berg, deshalb wurde hier mit dem Dreschen begonnen. Im Durchschnitt stand der Dampf einen Tag auf einem Hof, nur beim Breitenfurter Müller und den großen Bauern dauerte das Dreschen es etwas länger. Aber in zwei höchstens drei Wochen waren wir im Tal damit

fertig.



Beim Dreschen wurde die Dreschmaschine normal in der Scheune aufgestellt, nur dort wo kein Platz war stand sie im Freien. Das war manch mal ein Problem, wenn ein kräftiger Regenschauer nieder ging. Die Dampfmaschine wurde eine Riemenlänge (ca. 10m) davor postiert. Beide Maschinen wurden mit einer Zahnstangenwinde angehoben und die Räder mit Klötzen und Keilen befestigt, damit sie beim Betrieb einen festen Stand hatten. Wichtig war, dass die Maschinen in der Waage standen und die Flucht der Riemenscheiben von der Dreschmaschine und der Dampfmaschine stimmte. Als Hilfsmittel hatte Großvater nur eine Wasserwaage, eine Winde und einen Schlegel zur Verfügung. Zum Teil half ihm beim Aufstellen der Baumann Nandl (Ferdinand), der als „Einlasser“ (Maschinist) einen festen Platz auf der Dreschmaschine hatte. An der Seite der Dampfmaschine wurde noch ein Wasserfass zur Speisung des Kesselwassers aufgestellt, sowie Holz und Kohlen hergerichtet, damit am nächsten Morgen die Arbeit beginnen konnte. Mit Dreschen hat man schon früh am Morgen angefangen und oft hat es bis spät in den Abend gedauert, wenn man bei einem Bauern noch fertig machen wollte. Für Großvater waren das oft lange Tage. Er musste schon eine Stunde vorher den Kessel anheizen damit er unter Dampf stand, wenn die Leute gekommen sind. Und wenn mit der Arbeit Schluss war, musste er noch die Glut vom Kessel ausräumen, alles wieder abbauen und herrichten für den Abtransport zum nächsten Hof. Das Dreschen war eine Gemeinschaftsarbeit, wobei jeder so viel halbe Tage wie er selber brauchte, bei einem Anderen mithelfen musste. Bei den Brotzeiten gab es eine Flasche Bier, Brot und Butter. Nur mein Großvater als Dampfführer und der Bauman Nandl als Maschinist, bekamen eine extra Brotzeit. Eine Maß Bier, Brot, Butter, Wurst und Emmentaler Kase.

Großvater bekam auch zwischendurch noch eine Flasche Bier, wenn er Durst hatte und den hatte er ja immer, wenn er neben den heißen Dampfkessel stand.



Zum Dreschen brauchte man, je nach örtlicher Begebenheit, mindestens 10 bis 12 Leute. Außer dem Dampfführer und dem Maschinisten, die ja immer die Gleichen waren, wurde ein kräftiger Mann zum Abnehmen der Getreidesäcke von der Maschine und zum hinauf tragen auf den Getreideboden gebraucht. Dieser befand sich normal am Dachboden des Wohnhauses. Die Getreidesäcke mussten über zwei oder drei Treppen hinaufgetragen werden. Das war oft schwierig, wenn die Treppen eng und steil waren. Hier wurde das Getreide welches der Bauer selbst das Jahr über gebraucht hat aufgeschüttet. Das Getreide welches verkauft wurde, blieb in den Säcken die Brauereien oder das Lagerhaus gestellt haben abgefüllt in der Scheune stehen bis es am nächsten Tag abgefahren wurde. Zwei Mann waren im Viertel, einer davon spießte die Garben auf die Maschine. Eine Frau öffnete die Bänder und reichte die Garben dem Einlasser hin, der sie langsam und gleichmäßig in die Maschine einließ. Auf der Seite der Maschine kam das „Gsod“ (Abfall der Ähren und sonstiges Kleinzeug) heraus und wurde von einer Frau mit einem Korb weggetragen. Dieser Abfall wurde später zum Einstreuen im Stall verwendet. Die schmutzigste Arbeit aber war hinter der Maschine zu verrichten. Hier kam der ganze Staub, und Dreck heraus, dass man kaum schnaufen konnte. Frauen haben das Stroh abgenommen, und ein Mann hat es zu Schids (Strohbündel) zusammengebunden und auf einen Wagen, oder in ein Viertel gespießt, wo es ein weiterer Mann aufgeschichtet hat. Wenn in der Scheune kein Platz war, wurde es auch im Freien hinter der Scheune gestapelt. Großvater hat auch während des Dreschvorganges immer wieder das Getreide geprüft, ob es auch sauber gereinigt in die Säcke ablief.

Wenn bei uns alle ausgedroschen hatten, wurde die Dreschgarnitur nach Ernersdorf gefahren, die mit der Ernte etwas später dran waren als wir im Tal. Die Dampfmaschine konnten gerade noch zwei Pferde ziehen, aber bei der Dreschmaschine, die wesentlich schwerer war, mussten den Berg hinauf noch mal zwei Pferde vorgespannt werden. Hier waren größere Bauern, die meisten hatten Pferde, und auch das Dorf war größer, so dass das Dreschen hier entsprechend länger dauerte. Meistens war es Mitte bis Ende Oktober bis alle ausgedroschen hatten und die Garnitur wieder im Dampfstadel abgestellt werden konnte. Für Großvater war die Saison noch nicht ganz zu Ende. Für ungefähr eine Woche musste er mit dem Dampf noch auf die andere Seite des Berges nach Holnstein. Dort waren noch ein paar einzelne Höfe die auf den Dampf angewiesen waren. Hier wurde aber nur die Dampfmaschine gebraucht. Für Großvater waren es große Strapazen jeden Tag schon früh, wenn es noch Nacht war über den Berg zu gehen und spät Abend gegen 10 Uhr wieder nach Hause zu kommen. Er musste ja den ganzen Weg, Früh und am Abend zu Fuß zurücklegen.

Mit der Zeit wurde es Großvater zu beschwerlich und er befasste sich in Gedanken, diesen Posten langsam in jüngere Hände zu geben. Er war nun auch schon über 50 und die schwere Arbeit nagte an seiner Gesundheit. Leicht ist es ihm aber nicht gefallen, den „Dampf“ nach so langer Zeit abzugeben. Als sich 1936 Rappersdorf von der Dreschgemeinschaft mit Ernersdorf trennte, war für ihn der Zeitpunkt gekommen sich von dieser Aufgabe zurückzuziehen. Ernersdorf führte das Dampf Dreschen zwar noch bis Anfang der 40iger Jahre weiter, aber mit einer neuen Besetzung. Der Meier Josef unser Nachbar und den Balders von Ernersdorf führte Großvater noch in die Geheimnisse des Dampfes ein, bevor er sich endgültig aus diesem Geschäft zurückzog. Rappersdorf schaffte sich eine eigene etwas kleiner Putzerei und einen Dieselmotor der auf einem Fahrgestell montiert war an. Dazu wurde auf dem Gemeindegrundstück HNr. 2, wo früher das Haus meines Großvaters stand eine neue Unterstellhalle für die Dreschgarnitur errichtet. Die Verantwortung für die neue Garnitur haben jetzt jüngere Leute übernommen

Nachdem die Ernte eingefahren und gedroschen war, ging es im Dorf wieder etwas ruhiger zu. Das heißt nicht, dass keine Arbeit mehr gegeben hätte. Der Stallmist, der sich im Sommer über angesammelt hat und die Mistgruben zum Überquellen brachte, dass der Odel (Jauche) über den Hof in den Straßengraben lief musste ausgebracht und auf den Feldern verteilt werden. Das war eine Arbeit die man zwischendurch, wenn man nichts Anderes zu tun hatte gemacht wurde. Wenn das Wetter andere Arbeiten nicht zuließen, griff man zur Mistgabel und brachte eine Fuhre auf das Feld. Der Mist wurde ausgebreitet und eingeackert und das Feld hergerichtet für die Wintersaat. Das Mistfahren war für die Kühe eine schwere Arbeit. Besonders, wenn es den Berg hinauf ging, konnten wir den Wagen nur halb voll laden. Drei bis viermal mussten wir den Berg hinauf halten, damit sich die Kühe ausruhen konnten. Da wurde ein Stein am Hinterrad unterlegt, damit der Wagen nicht zurückrollen konnte, und die Zugseile entspannt waren. Oft war ich dabei und durfte mit der Peitsche, in der einen Hand, und die Zügel in der anderen Hand die Kühe führen. Die Ochsenbauern haben

sich da leichter getan. Ein Paar kräftige Ochsen ziehen genau so viel wie zwei Pferde, nur sind sie halt etwas langsamer, dafür aber ausdauernder.

Auf den Feldern, die den Winter über brach liegen blieben, wurde der Mist an einer Ecke des Feldes zu einem Haufen aufgeschichtet, und erst im Frühjahr auseinandergefahren und ausgebreitet. Das Mistbreiten war vor allem eine Frauenarbeit, das Mist fahren, Ackern und Eggen wurde von den Männern verrichtet.

Wenn ich bei diesen Arbeiten dabei war, durfte ich die Kühe führen. Auch beim Ein- und Ausspannen habe ich tüchtig mitgeholfen, es machte mir Spaß mit den Tieren umzugehen. Großvater quittierte es manch mal mit einem zufriedenen Lächeln, was mich natürlich noch mehr anspornte. Die Kühe waren nicht von klein auf zum Einspannen geeignet, sie mussten erst als Zugtiere eingewöhnt werden. Das war oft eine schwierige Arbeit, weil sie sich dabei recht widerspenstig verhalten haben. Dazu wurden immer eine alte gewöhnte Kuh und eine Junge die erst eingewöhnt wurde vorgespannt. Sie wurde kurz am Handseil geführt und bekam auch manche Stockhiebe, wenn sie absolut nicht folgen wollte. Es dauerte Wochen und Monate bis es soweit war dass man sie vernünftig einspannen, und mit ihr arbeiten konnte.

Mitte September, wenn die Tage schon kürzer und die Nächte länger wurden und der Herbst sich ankündigte gab es auch noch schöne Tage. Wenn die Kräuter an den Kartoffeln abgestorben und braun waren, ging es mit Kind und Kegel hinaus zum Kartoffel ernten. Wichtig war, dass die Kartoffel trocken geerntet in den Keller kamen, damit sie nicht faulten und vorzeitig austrieben. Unsere Kartoffeläcker lagen im Tal, am Sandacker und am Straßenacker. Das waren leichte Böden und für den Kartoffelanbau gut geeignet. Nur wenn es im Sommer recht trocken war, war auch die Ernte recht mager. Im ganzen Dorf gab es noch keine Erntemaschine und musste alles von Hand gemacht werden. Die Kräuter wurden herausgezogen und seitlich abgeschüttelt. Dann wurde mit einem Kreil (Harke) der Stock ausgegraben und die Kartoffel daneben abgelegt. Beim Ausgraben musste man schon etwas vorsichtig sein, damit man die Kartoffel nicht anpickt.

Meine Arbeit dabei war, die Kartoffel mit einem Korb einzusammeln und in Säcke einzufüllen. Die Saatkartoffel hat Großmutter gleich ausgesondert und in extra Säcke eingefüllt, die sie mit einem Kräuterbüschel den sie oben eingebunden hat gekennzeichnet. Auch die kleinen und angeschlagenen Kartoffel wurden schon am Acker ausgesondert, weil sie möglichst bald verfüttert werden sollten. Die vollen Kartoffelsäcke wurden am Kartoffelacker aufgestellt und standen in Reih- und Glied, wie die Soldaten auf dem Feld, bis sie am Abend heimgefahren wurden. Die dünnen Kräuter wurden zu Haufen zusammengetragen und verbrannt. Überall sah man die weißen Rauchsäulen aufsteigen und ein Eigenartiger Geruch erfüllte die Luft. In die Glut des Feuers wurden ein paar Kartoffel gesteckt und geröstet, die recht schmackhaft waren, wenn man die äußere verkohlte Schale entfernte. Am späten Nachmittag ging ich mit Großmutter nach Hause um den Wagen zu holen. Großmutter half mir beim Einspannen der Kühe, dann durfte ich alleine auf den Acker fahren. Die Kartoffelsäcke waren nicht allzu schwer, so dass ich mithelfen konnte sie mit einem

Schwung auf den Wagen zu schwingen. Auch beim Abladen stand ich auf dem Wagen und richtete die Säcke auf, damit sie Großvater, oder Hans auf den Rücken nehmen und in den Keller tragen konnten.

Wenn die Kartoffelernte vorbei war, ging es auf das Rübenfeld. Jetzt machte sich langsam auch der Herbst bemerkbar. Die Tage wurden kürzer und ein nasskaltes Wetter drückte auf die Stimmung der Menschen, wenn der Nebel sich über das Tal ausbreitete. Schon seit Wochen wurden von den Rüben Blätter abgenommen und dem Schweinefutter beigemischt. Auch dem Futter für die Kühe wurden diese Blätter beigegeben, allerdings mit viel Trockenfutter, damit sie keinen Durchfall bekamen. Die Rüben selbst mussten, bevor sie verfüttert wurden, zerkleinert, das heißt, durch den Häcksler gedreht werden. Bevor die Rüben gezogen wurden, schnitt Großmutter mit einer Sichel die Köpfe mit dem Kraut ab. Dann wurden sie mit einem Kreil herausgezogen und das Erdreich abgeschüttelt. Die Rahnen waren leicht zu ziehen, sie hatten nur wenig Wurzeln, und saßen nicht so tief im Boden wie die Dorschen. Die Arbeit war nicht schwer, aber der Ackerboden war zu dieser Jahreszeit nass und schmierig. Die Erde klebte an den Schuhen und die Nässe drang durch das Leder, so dass man sich leicht einen Schnupfen holen konnte. Beim Einholen der Rüben, fuhr man zwischen den Reihen durch und warf die Rüben einfach auf den Wagen. Der durchnässte und klebrige, Boden blieb auch an den Rädern und zwischen den Speichen hängen. Er löste sich nur langsam, so dass beim Heimfahren auch die Straßen stark verschmutzt wurden. Zu Hause, lagerte man die Rüben im Kartoffelkeller, oder in einer Ecke der Scheune und deckte sie gegen den Frost mit Stroh ab. Verfüttert wurden sie als Schnitzel dem Schweinefutter und dem Futter der Kühe beigemischt.

Im Herbst, wenn das Obst reif war, ging es zur Obstbaum Versteigerung. An der Gemeindestraße zwischen dem Dorf und der Kanalbrücke standen links und rechts der Straße Apfelbäume. Sie waren Eigentum der Gemeinde und wurden alle Jahre versteigert. Die Qualität des Obstes war nicht besonders gut und auch der Ertrag war oft nur sehr gering, weil die Bäume nicht gepflegt wurden. Der Versteigerungstermin wurde bekannt gegeben und an einem Sonntagnachmittag traf man sich auf der Straße vor dem Hüterhaus, wo auch die ersten Bäume standen. Es waren immer nur ein paar Leute da, die meisten hatten selbst genug Obst in ihrem Garten und sind erst gar nicht gekommen. Wir hatten nur ein paar alte Apfelbäume und Zwetschgenbüsche stehen, die nicht recht ertragreich waren, und so ging Großvater alle Jahre zur Versteigerung, um für den Winter vorzusorgen. Für ein paar Mark ersteigerten wir zwei oder drei Apfelbäume mit Winteräpfeln, die man bis Weihnachten aufheben konnte. Wenn man Zeit hatte, meistens an einem Samstag oder Sonntagnachmittag ging es dann mit einer Leiter, den Schubkarren und einer Streuwanne hinaus um das Obst zu pflücken. Zu Hause wurde es auf dem Dachboden ausgelegt und bei Bedarf heruntergeholt. Die Kleinen und Wurmigen wurden gleich geschnitten und zu Dörrobst, oder Apfelmus verarbeitet, so hatte man bis zum Frühjahr einen kleinen Vorrat.

Weil wir keine eigene Kirche hatten, wurde bei uns die „Allerwelts- Kirchweih“ gefeiert. Das ist der dritte

Sonntag im Oktober. Kirchweih war immer ein besonderes Fest, an dem auch Großmutter etwas großzügiger mit dem Kochen und Backen war. Großvater musste sogar beim Müller ein paar Pfund Weizenmehl kaufen zum Kuchla backen. Der Teig wurde mit Weinbeeren verfeinert und die Kuchla im schwimmenden Fett heraus gebacken. Am besten schmeckten sie mir, wenn sie noch warm waren. Aber Großmutter achtete streng darauf, dass keines weggenommen wurde. Ich musste schon arg betteln wenn ich eines davon versuchen durfte. Zum Abtropfen wurden sie auf einem Getreidereider (großes Getreidesieb) ausgelegt und wenn sie abgekühlt waren in der Vorratskammer aufbewahrt. Auf den Tisch, kamen immer nur so viel, wie auch Personen da waren. Trotzdem reichten sie nur für ein paar Tage und wenn es am Sonntag darauf auch noch eines gab, war das schon recht großzügig.

Der „Kirchweih Rummel“ spielte sich bei uns auf der Wegscheid ab. Das Wirtshaus, welches direkt an der Hauptstraße und am Kanal stand, gehörte einer Brauerei in Berching. Betrieben wurde es von der Familie Link welche recht nette Wirtsleute waren. Am Kirchweih Samstag und Sonntag trafen sich hier die Bauern aus der näheren und weiteren Umgebung, sowie die Geschäftsleute aus Berching, die mit ihren Kunden „Kundschaft trinken“ mussten. Für uns Kinder gab es auf dem Platz vor dem Wirtshaus ein Kinderkarussell, einen Stand mit Spielsachen und Süßigkeiten und für die Größeren noch eine Schießbude. Dass war alles was es an Vergnügungen gab. Das Wichtigste spielte sich im Wirtshaus, das selten so gut besucht war wie an diesen Tagen ab. Ein großes Geschäft machten die Aussteller mit uns paar Kinder, wenn auch noch einige aus Pollanten dabei waren, jedenfalls nicht. Mit ein paar Zehnerl, die ich als Kirchweih Geld bekommen habe, konnte ich keine großen Sprünge machen. Eine Tüte Studentenfutter, oder eine Tüte Waffelbruch und Brausepulver. Vielmehr konnte ich mir nicht leisten. Wenn ich Glück hatte, gab mir Großvater, der im Wirtshaus bei einer Halben Bier saß, noch mal ein paar Groschen für ein Springerl (Brauselimonade.) Sicher aber durfte ich von seinem Bier trinken bevor ich wieder auf die Straße ging.

Die Kirchweih war auch meistens die Zeit, wo der Kuhhirte seine Arbeit einstellte und seinen Lohn einforderte. Weil bei uns das Futter recht knapp war, musste ich noch so lange es das Wetter erlaubte unsere Kühe nachmittags zum Weiden auf die Wiesen vor dem Dorf führen. Die abgeernteten Wiesen waren normal frei zum Abhüten. Nur wenn der Boden recht feucht, oder sumpfig war, so dass die Grasnarbe darunter leiden würde, durfte nicht geweidet werden. Zu diesem Zweck musste der Bauer einen Strohbuschen, der auf einem Stecken befestigt war in der Wiese aufstellen. Wir hatten nur zwei oder drei Kühe und meist nur ein Stück Jungvieh im Stall. Wenn die Kühe tagsüber eingespannt waren zum Mist fahren, oder zum Ackern brauchte ich nachmittags nicht hüten, dann trieb ich sie erst nach der Arbeit für ein paar Stunden hinaus, bis es finster wurde. Es war ja nicht weit, gleich hinter der Kapelle auf dem Weg zur Wegscheid. Da war ich selten allein auf der Wiese, manchmal kam auch noch von den „Unteren Boja“ ein Mädchen mit ein paar Kühen dazu und mein Freund kam sowie so wenn er Zeit hatte und leistete mir Gesellschaft, so dass es uns nicht langweilig

wurde. Wenn es begann finster zu werden, war ich auch wieder froh, dass ich die Kühe heimtreiben durfte. Wir ersparten uns so das Ausmisten und das Füttern am Abend. Nachdem die Kühe im Stall waren, brauchten sie nur noch gemolken und eingestreut zu werden. Die meiste Stallarbeit war damit getan. Als letzte Frucht wurde Ende Oktober, Anfang November das Kraut eingebracht. Es war oft schon bitterkalt, so dass man mit Handschuhen und Zipfelmütze auf das Feld ging. An manchen Tagen lag schon Schnee auf den Feldern, besonders auf dem Berg, wo wir auch einen Teil angebaut haben. Die Krautköpfe wurden mit einem Beil oder Schnatter (eine Art Beil mit dem man auch das Astwerk der Bäume zerkleinerte) von den Strümpfen abgeschlagen. Zu Hause wurden die Köpfe zuerst in der Scheune gelagert bis sie etwas abgetrocknet waren und wenn man Zeit zum Einhobeln hatte, wurden die Äußeren Blätter entfernt, so dass nur ein schöner runder Kopf übriggeblieben ist. In der Wohnstube wurde der Krautkopf geviertelt und der Strunk herausgeschnitten. Dann wurde eine Ecke ausgeräumt und mit Decken ausgelegt, wo das so vorbereitete Kraut auf geschichtet wurde. Großmutter hat in der Zwischenzeit den Krauthobel hergerichtet und sauber gemacht. Das Krautfass wurde mit Wasser gefüllt und musste so einen Tag stehen damit es dicht ist, wenn das Kraut eingestampft wird.

Am nächsten Tag hat Großvater neben dem Krautstapel zwei Stühle aufgestellt und den Krauthobel darauf gelegt. Unter dem Hobel wurde eine große Blechwanne gestellt, wo das gehobelte Kraut hineinfiel. Das Krautfass stand in der Speisekammer und wurde nach und nach aufgefüllt. Nach jeder Schicht Kraut hat Großmutter ein paar Handvoll Salz und etwas Kümmel eingestreut. Mir kam dabei sie besondere Aufgabe zu, nachdem ich die Füße sauber gewaschen habe, das gehobelte Kraut einzutreten. Das Festtreten war wichtig, damit es richtig durchsäuern konnte. Wenn das Fass voll war, wurde es mit Krautblättern abgedeckt. Darauf kamen ein paar Bretter und das Ganze wurde noch mit Steinen beschwert. Nach etwa vier Wochen war das Kraut durchgesäuert und konnte als Sauerkraut auf den Tisch kommen. Im Winter, wenn es keine Salate, oder Gemüse im Garten gab, war das Kraut ein wichtiger Vitaminspender. Es ließ sich leicht konservieren, so dass man bis weit in das Frühjahr hinein davon zehren konnte. Sauerkraut gab mindestens fünfmal in der Woche. Ein Teil der Krautköpfe wurde in einer geeigneten Ecke der Scheune eingelagert und mit Stroh gegen den Frost abgedeckt. Damit hatte Großmutter einen Vorrat für ein paar Monate um gedämpftes Weißkraut auf den Tisch zu bringen.

Im Winter, wenn es kalt war, war auch die Zeit zum Schlachten. Man musste die kalte Jahreszeit ausnützen damit das Fleisch und die Wurst nicht verdorben sind. Schon ein paar Wochen vorher hat Großvater den „Bandl Andres“ von Erasbach, unseren Hausmetzger bestellt. Einen Tag vorher wurde schon alles, was notwendig war hergerichtet. Der Brühtrog wurde vom Nachbarn geholt und die Wurstbank gesäubert und in der Stube aufgestellt. Großmutter hat Eimer, Schüsseln, Salz, Pfeffer und Gewürze hergerichtet. Am Schlachttag wurde schon früh um 7,00 Uhr der Kessel angeheizt, damit um 8,00 Uhr, wenn der Metzger

gekommen ist, das Brühwasser gekocht hat. Der Metzger ging in den Saustall und befestigte einen Strick an einem hinteren Fuß des Schweines und führte es mit sanften Worten aus dem Stall. Manchmal bedurfte es auch wenig. Geduld, bis er sie dort hatte wo sie hinkommen sollte. Dann wurde es an einem Pfosten angebunden damit sie nicht ausreißen kann. Wenn sie sich beruhigt hat, wurde sie mit einem kräftigen Schlag mit der Axt betäubt, manchmal waren auch zwei Schläge notwendig. Dazu brauchte der Metzger eine ruhige Hand, damit er sie genau auf die Stirn zwischen den Augen traf. Nachdem die Sau gestochen war, wurde sie im Brühtrog überbrüht und mit einer Kette von den Borsten befreit. Bevor sie zerlegt wurde, wurden noch die feinen Haare mit einem scharfen Messer abrasiert. Nachdem die Innereien heraus genommen waren wurde sie in sechs Teile zerlegt. Die vier Schenkel und zwei Seitenteile wurden in die Wohnstube getragen, wo sie der Metzger auf der Wurstbank fachgerecht zerteilt und weiterverarbeitet hat. Großmutter hat inzwischen den Kessel wieder mit Wasser aufgefüllt, damit das Fleisch für die Wurstherstellung gekocht werden konnte. In der Zwischenzeit beschäftigten sich Großvater und ich mit dem Entfernen der Borsten von den Füßen und vom Kopf. Wenn das Kesselfleisch auf den Tisch kam, gab es eine kleine Zwischenmahlzeit. Am besten schmeckte das Backenfleisch mit Salz und Pfeffer und ein Stück Brot. Auch von der Zunge, dem Herzen und der Niere gab es ein kleines Stückchen zum Versuchen und dazu einen Schluck Bier. Bis die ganze Sau verarbeitet war und die Würste und der Presssack gebrüht waren, was eine besondere Sorgfalt von Großmutter verlangte, ist es Mittag geworden. Der Metzger hatte seine Arbeit erledigt und packte seine Sachen zusammen. Für seine Arbeit bekam er nur ein paar Mark und dazu ein Stück Fleisch und ein paar Würste, die er sich selber zurechtgelegt hat. Für uns gab es zu Mittag eine Kesselsuppe mit Schwarzbrot eingebröckelt und Kesselfleisch. Die Füße, die Ohrwaschel und das Schwänzchen, hat Großmutter auf die Seite gelegt, das wurden mit dem Backenfleisch zur Sülze verarbeitet. In den nächsten Tagen wird auch das Bauchfett welches auf dem Nudelbrett zum Kühlen ausgelegt wurde gewürfelt und ausgelassen. Dabei sind auch die schmackhaften Grieben angefallen, die Großmutter hauptsächlich als Füllung für die Strudel und als Zugabe bei Röstkartoffeln verwendet hat. Aber auch auf dem Brot und etwas gesalzen schmeckten sie gut, besonders, wenn sie noch warm waren.

Das Leben auf dem Dorf.

Es war ein stilles und beschauliches Leben in unserem Dorf. Jeder kannte jeden und alle waren „per Tu“ miteinander, ob groß oder klein, ob Mann oder Frau, man machte keinen Unterschied. Die Sprache war bäuerlich derb aber herzlich, wie es sich eben für einen bodenständigen Oberpfälzer geziemt. Und wenn irgendetwas daneben ging, hörte man auch mal, einen kräftiger Fluch, besonders auf dem Feld, wenn die Tiere nicht parierten. Auch die Eingehesiraten wurden ohne Vorbehalte in die Dorfgemeinschaft aufgenommen. Im Laufe der Jahre gab es auch hin und wieder Situationen, die betroffen machten oder zum

Schmünzeln anregten. Wenn das Totenglöcklein geläutet hat, wusste man, dass im Dorf jemand gestorben ist. Dann hielt man inne und betete ein „Vater unser“ für den Verstorbenen. Der Tote wurde im Haus im Bett aufgebahrt und man hielt vom späten Abend bis Mitternacht die Totenwache. Am Begräbnistag wurde er unter Begleitung der Dorfbewohner mit einem Fuhrwerk zum Friedhof nach Berching gefahren und beerdigt. Der Grillenbeck hatte zwei Söhne den Karl und den Matthias. Karl der ältere war als Flieger beim 100.000 Mann Heer und wurde 1936 mit der „Legion Condor“ in Spanien gegen die Kommunisten eingesetzt. Im gleichen Jahr brachte man ihm im Zinksarg zurück, was das ganze Dorf betroffen machte. Im gleichen Jahr machte beim Herbstmanöver eine Gruppe von Soldaten mit Autos und Motorräder an der Dorfstrasse beim Lenz seiner Linde halt. Für uns Kinder war das eine große Aufregung und wir wichen nicht von der Seite der Soldaten. Als zur Mittagszeit die Gulaschkanone kam und die Soldaten abgespeist waren, durften auch wir nachfassen. Ich holte einen Henkeltopf von Großmutter und bekam eine große Portion Eintopf von dem natürlich auch Großvater und Großmutter verkosten durften. Im Sommer 1938 ist die Scheune vom Oberen Boja (Schmidt Hans) abgebrannt. Seine Buben der Hans und der Bernhard zündelten im Heu und setzten die Scheune die etwas abseits vom Haus stand in Brand. Sie brannte mit allen Vorräten bis auf die Grundmauern nieder. Die Freiwilligen Feuerwehren die von Ernersdorf, Pollanten und Sollngriesbach gekommen sind konnten nur noch das Übergreifen der Flammen auf das Wohnhaus und den Stall verhindern. Zum Glück ist den beiden Buben nichts passiert.